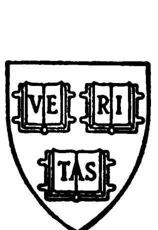
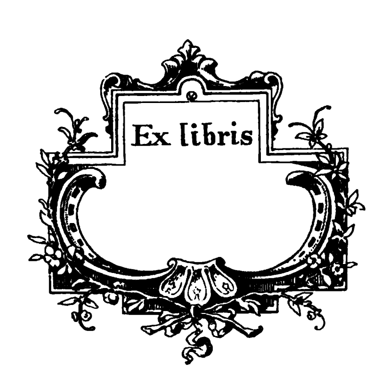

von
Karl Domanig


VE
RI
TAS


Digitized by Google


Ex libris

Miriam Thayer
from her friend
RWC

Vienna Xmas 1893

Kleine Erzählungen

von

Karl Domanig.

—◇—

Mit Zeichnungen von Philipp Schumacher.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1893.



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Einem treugesinnten Freunde.

— — — Das Büchlein wird diejenigen nicht befriedigen, welchen es zumeist um „packende Handlung“ zu thun ist; denn die äußeren Begebenheiten, die darin zur Sprache kommen, sind einfacher Art, sie dienen mehr als Untergrund und Rahmen zu solchen Bildern, welche das Gemüth und die Lebensanschauung unseres Volkes widerspiegeln. Du hast sie ja gekannt die trefflichen Menschen, denen ich diese Erzählungen zunächst verdanke: wenn sie einmal in vertrautem Kreise die kleinen Ereignisse zum besten gaben, die sie selber erlebt oder an anderen miterfahren hatten, da enthüllten sie alsbald ihr Inneres, oft die letzten Heimlichkeiten des Herzens. Man hätte ihnen zumuthen sollen, daß sie so vor aller Welt sich selber zum Besten geben!

Altmodische Geschichten freilich sind es! Doch haben sie, als ich sie einzeln (an sehr zerstreuten Orten, hüben und über dem Ocean) zuerst

veröffentlichte, gute Aufnahme gefunden. Wahre Menschen veralten eben nie; und hat nicht alle Wirklichkeit auch eine bleibende symbolische Bedeutung? Aehnliche oder nur entfernt verwandte Lebenslagen haben mir diese Erzählungen so nahe gerückt — die Zweifel des heimatkranken Postillons, den Traum jenes jugendlichen Schwärmers, die Lage des vereinsamten Kuraten — daß ich, wie um mich selber auszusprechen, zu eigener Läuterung und Erbauung, dieselben in die vorliegende Form brachte . . .

Dabei geschah es freilich, wie stets bei Sagenbildungen, daß derjenige, welcher die Stoffe in bestimmte Formen bringt, denselben ungewollt seine persönliche Art und mehr oder minder die Stimmung seines Zeitalters auf- und einprägt; doch darf ich mich des Einen immerhin berühmen: die Sprache der Heimat auch in der Fremde nicht verlernt zu haben, jene Sprache des Herzens, welche unserem Volke vor allem eignet, die es deutlicher als jedes Idiom vor anderen kennzeichnet.

Ja wir beide haben es erfahren, daß uns eben erst in der Fremde — damals, als Du in der Weltstadt an der Spree weiltest, während mich die Mauern Roms umfiengen, das rechte Verständniß der Heimath aufleuchtete und die Werthschätzung dessen miteinbrachte, was man als das Wesen tyrolischer Art bezeichnen muß; wir haben es seither hochgehalten und es zu nähren gesucht jeder in seiner Weise.

In gleicher Absicht denn auch: zum Verständnisse und zur Förderung dessen, was wir an unserem Volke als sein Bestes schätzen, sende ich heute dies Büchlein in die unwirthliche Welt — Dir, Viellieber, zu einem Zeichen meiner treuen Gesinnung!

Wien, im Sommer 1893.

K. D.



1. Capitel.

Von Jörg dem Postillon; wie er an's Heirathen dachte.

Ich hatte eine liebe **alte** Tante — mehr als neunzigjährig und vermißt von Allen, die sie kannten, ist sie dahin gegangen: die verwitwete Frau Postmeisterin am Schönberg, in dem Hause unten an der Straße, das jetzt so verlassen und einsam dasteht.

Welch ein Unterschied zwischen heutzutage und früher, wo alles Fuhrwerk und die Stell- und Eilwagen über den Brenner giengen! Damals hatten die Postmeister ihre zwanzig und mehr

Pferde im Stalle, hielten vier und sechs Postillone und verkehrten mit allen Herrschaften. Kaiser und Könige übernachteten und speisten in ihrem Hause — meine Tante hat von jeder fürstlichen Familie die einen oder anderen (unsere österreichischen Prinzen, die älteren, mein' ich, wohl gar alle) persönlich gekannt und gesprochen. Kein Wunder, wenn sie zu erzählen wußte aus alter Zeit; und dann gieng's ihr auch schon vom Munde, daß man nicht müde wurde, ihr zuzuhören.

Erzählen Sie mir doch, bat ich sie eines Tages, die Geschichte vom Postillon; Sie haben mir sie wohl einmal erzählt, aber es ist lange her, und ich höre sie gerne wieder.

Die Tante erinnerte sich nicht sogleich, was ich für einen Postillon meinte; denn Postillone kannte sie viele und wohl von jedem ein Stücklein. Den Unterinnthaler mein' ich, der sieben Jahre bei Ihnen war, und dann mit Heirathen solche Anstände hatte . . .

Ah d e n, den Jörg meinst du! Der ist wohl neun Jahre bei uns gewesen und war einer der besten und bravsten, die wir gehabt haben.

Woher war er halt?

Vom Unterinnthal herauf, ich weiß nicht recht von Reith oder da herum. Er hat mir besonders

in den ersten Jahren immer so vorerzählt von seiner Heimath, wie da Alles viel schöner wär', und die Leute viel anders, daß ich einmal gar ein bischen ärgerlich wurde und zu ihm sagte: Mich wundert g'rad, daß du überhaupt hergehen mochtest, wenn's dir bei uns da nicht gefällt! — Aber er war arm von Hause und hatte Niemanden als einen alten Vater, den er unterstützte; da mußte er wohl auch bei uns vorlieb nehmen.

Und das wird das Aergste nicht gewesen sein, sagte ich; denn die Ehehalten haben's bei Ihnen immer gut gehabt. — Aber nachher, Frau Tante! Wie war es also mit der Heirath?

Ja das wird so an die dreißig Jahre her sein, der Jörg war's neunte Jahr bei uns; da geh' ich einmal über die Stiege herab und seh' ihn vor des Postmeisters Thür, wie er zum Schlüsselloch niedergebückt horchte, ob Niemand Herein rief. — Suchst' den Postmeister? sagte ich, der ist nicht da, er hat in's Stubai müssen. Was willst' denn?

„O, ich könnt's wohl ein anders Mal abmachen," sagte der Jörg, blieb aber stehen. Er war eine hohe mächtige Gestalt — ich zum Verschwinden klein neben ihm.

Ja, brauchst' ein Geld? — „Nein", sagte er; gieng aber nicht. — Da merkte ich erst, daß der

Jörg die Gala anhatte und wunderte mich darüber: an einem helllichten Werktag, und war weiter keine Herrschaft da. — „Ja wissen Sie," meinte er etwas verlegen, „ich könnt's Ihnen eigentlich auch sagen ... Aber dann müssen wir allein sein, Frau!"

Hm, gar eine Heimlichkeit, sagte ich, und sperrte das Zimmer auf; und der Jörg zog seinen Galahut und kratzte sich hinter den Ohren. — Ja was ist's denn also? — „Heirathen möcht' ich!" — Heirathen? Du? ... Aber auf was denn? — „Ich hab' schon ein Geld, Frau!"

Du? Nun, das wird auch ein Haufen sein! „Oha," lachte der Jörg; „jetzt thun Sie just einmal rathen!" — Ja, ja, sagte ich, du wirst schon doch wohl eines haben. — Denn weißt', so ein Postillon konnte sich an Trinkgeld viel machen, die Meisten haben nur auch viel gebraucht. Aber der Jörg war, wie gesagt, sparsam, und wenn er was weggab, war's für seinen Vater; dem schickte er schon etliche Gulden hinab fast alle Monate.

„Also nur rathen!" sagte der Jörg.

Nachher wirst schon ein paar Tausend haben? — „Ja, warten! Aufi baß! ...*) Siebentausend und etliche Hundert, die hab' ich, Frau!"

---

*) Höher hinauf! (Unterinnthalisch).

Jörg, du machst's besser als der Postmeister! In neun Jahren siebentausend Gulden erhaust, das ist weiter nicht wenig und thät' dir gar nicht ein Jeder glauben!

„Ich hab' halt auch Glück gehabt, Frau! Und wissen Sie, die Trinkgelder und der Lohn, und wenn man's auf Zinsen gibt, es thut bald um vieles mehr.“ — Ja ja, sagte ich, und 's beste Kapital, das dir am meisten trägt, wird wohl sein, was du deinem Vater gethan hast.

„Nun, ich hab' ihn schon alleweil gern gehabt, das ist auch meine Schuldigkeit.“ — Ist deine Schuldigkeit und ist schön von dir, daß du die Schuldigkeit thust: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren, dann wird's dir wohl ergehen auf Erden!‘

Jetzt wären wir aber wer weiß wohin gekommen mit unserem Reden, hätt' nicht der Jörg wieder angefangen, daß er den Segen Gottes halt jetzt am nöthigsten brauchte, wo er am Heirathen sei; denn das sei am Ende der wichtigste Schritt im Leben, mit einem guten Weibe könne man glücklich, mit einem schlechten unglücklich werden sein Lebtag.

Ja, sagte ich, du wirst dir wohl eine abgeschaut haben? — „Schon“, erwiederte er. — Und ist sie brav? — „Brav, Frau, kreuzbrav, wie man hört.“

— Das ist das Erste, Jörg. Und hat sie auch einen Kreuzer? — „Haben auch was, und erst noch wohl viel!" — Also, was hast' denn nachher noch für Zweifel? — „Ja, wissen Sie, es wär' halt, ob wir just zu einander passen? . . ."

Da hör'! Jetzt hätt' ich ihm sagen sollen, ob sie für einander passen! Ich mußte fast lachen. — Das werdet ihr in Gottes Namen wohl selber gemerkt haben, wenn ihr euch gern habt!

„Gern haben! . . ." erwiederte er; „ich hab' sie halt einmal aufsitzen lassen auf dem Retourwagen und nachher ein paarmal angeredet; sonst, weiter ist nichts." — Jetzt sagte mir aber der Jörg, wer das Mädel sei, und wie und warum er auf den Gedanken gekommen wär'.

Kannst dir denken, die hab' ich ja gut gekannt, die Cenz im Matreier Wald, die auf der alten Post kochen gelernt hat! Sie war fast ein ganzes Jahr droben und hat dann nach Hause müssen, weil ihr der Vater starb; war Kind allein und lebte mit ihrer Mutter und einer Base zusammen auf dem Hof, den sie zum Theil verpachtet hatten. Der Hof gehörte ihnen aber sozusagen ganz schuldenfrei, und was der Jörg sagte, daß das Mädel brav sei, hatte auch seine Richtigkeit. Den Kloben Luis, weißt', hätt' sie nicht mögen, obwohl man

sagte: was Wunder, daß er sie mag! — Denn der Mensch war jung, ein hübscher Bursch und reich; aber man redete so allerhand über seine Aufführung, und wahr ist, daß er ein Wirthshaussitzer ist. Deßwegen schlug ihn die Cenz aus. — Nein, die Cenz war schon recht, dem Jörg war eigentlich zu gratuliren, und das that ich ihm auch.

„Wenn ich sie schon hätt' ....", sagte er. — Nun, jetzt mußt du halt schauen! — „Ich bin wohl eigentlich auf dem Weg dahin und hab' auch deßwegen mein' Uniform an. Aber gerade fragen will ich doch zuerst; und .... meinen Sie halt, Frau Postmeisterin, daß wir passen zu einander?"

Jetzt bin ich fast ungeduldig worden: er soll gehen, sagte ich, und wenn sie ihn mag und er sie — die Lieb' ist unter den Leuten wie die Harmonie bei den Glocken: wenn sie zusammenstimmen, kommen sie unter ein Dach.

2. Capitel.

Werbung und Handschlag; die Sache bekommt ein Häkchen.

Nun, und der Jörg gieng, nahm ein gutes Pferd und den Retourwagen, der nach Steinach zu führen war, und kehrte dann an bei der Cenz

und brachte ihr oder der Mutter (ich weiß nicht, ob sie selber gerade daheim war) sein Anliegen vor. Das hat dann kein langes Bedenken gebraucht, vierzehn Tage darauf erhielt er ihr Jawort.

Sie kam gar selber herein und ließ mich bitten, daß sie in meiner Gegenwart mit dem Jörg reden dürft'; der Postmeister und die Mutter von ihr waren auch dabei. Bis Georgi sollte er bei uns bleiben, dann war just Ostern vorüber, und sie konnten heirathen, auf's Gut von der Cenz. —

Jetzt ist mir aber schon damals aufgefallen, wie der Jörg zwar freundlich that mit der Braut, aber wenn man ihn näher ansah, lag etwas wie Schwermuth und Unentschlossenheit auf seinem Gesichte. Ich habe ihn lange beobachtet, während sie so beisammen saßen, und hab' ihnen selbst den Wein gebracht auf's Expeditorstübchen. Anmerken ließ ich mir freilich nichts, sondern wenn hernach gerade Gelegenheit war, sagte ich immer zum Jörg: Du kriegst wohl ein rechtes Weib, die Cenz ist brav und geschickt, und kannst nicht genug danken. — Wir verloren ihn aber ungern, der Postmeister sagte oft: solche Postillone sind selten.

Eines Tages, es war etwa drei Wochen vor Ostern, kommt der Jörg und bittet um Urlaub auf etliche Tage, weil er den Vater besuchen wollte

und seine Bekannten daheim, wo er seit den neun Jahren nicht mehr gewesen war. Damals giengen nicht sonderlich viele Wägen, und der Postmeister erlaubte es ihm. Aber der Jörg blieb länger aus, als er sollte; wir kamen fast in Verlegenheit und konnten's uns überhaupt nicht erklären von einem so pünktlichen Menschen, wie der Jörg sonst war. Ich sagte: es muß ihm etwas zugestoßen sein, sonst käm' er gewiß; und richtig, wie er endlich daherkam, sah er verstört darein, wie ein Roth-kröpfl in der Mauser. Deßwegen sagte der Post-meister kein Wort zu ihm und ich auch nicht — über das lange Ausbleiben; ich fragte ihn nur, ob ihm etwas fehle? Da brummte er, ich weiß nicht Ja oder Nein, ich konnt's nicht verstehen; nur als ich ihm einen Kamillenthee antrug, sagte er: „Mir hilft nichts, laßt mich nur gehen!"

Nun ließ ich ihn gehen, behielt ihn aber immer im Auge, denn der Mensch fieng an, mir immer weniger zu gefallen. So trübselig wie er daher-gieng; er redete nicht mehr, und wenn er fahren mußte, blies er kein Hörnlein mehr, was er doch wie kein Anderer konnte — kurz es gieng so vier, fünf Tage, bis ich endlich zum Postmeister sagte: der Jörg geht mir gar nicht mehr ein, ich will einmal ernstlich mit ihm reden.

Einmal nun, nach dem Frühstück, schau' ich ihn allein zu bekommen und frag' ihn, wie's gehe; er gab keine Antwort. — Dir muß was fehlen, Jörg! Seit du in's Unterland bist, hat's nicht mehr 's Rechte mit dir. Bist du krank? . . . Jetzt sagst du mir einmal offen, wo's fehlt! — Da sah der Jörg zum Fenster hinaus und trommelte an den Scheiben und ließ mich nur stehen. — Geh, mein, was ist denn das, Jörg? . . . Sieh' mich doch an! Schau', wenn's die Cenz wüßt', die müßt sich ja grämen. — Und dann nahm ich ihn bei der Hand und sagte, daß ich's nur gut mit ihm meine, er solle sich ausreden. . . .

„Nimmer mögen thu' ich sie, wenn Ihr's schon wissen müßt," sagte er da auf einmal. „Aus ist's, und jetzt geh' ich, jetzt gleich, ich will's ihr selber geh'n sagen!" — Ja, wie denn, Jörg, ja was, ja was ist denn? — Ich war nicht wenig verwundert. Er aber wollte zur Thüre hinaus, ich hielt ihn mit Mühe zurück und sagte nun recht im Ernste: Jetzt dableiben, Jörg! Da will ich auch noch ein Wörtchen dareinreden. Noch bist du nicht außer'm Dienst, und so lang du bei uns bist, duld' ich's nicht, daß ein Mensch so unchristlich handelt. Ja ja, schau' mich nur an, ich sag', das ist keine Manier, ein ordentliches-Mädel so ohne

Grund im Stich zu lassen und zu ruiniren, nachdem ihr schon durch alle Mäuler gegangen seid!

Ich redete das in meinem Unwillen daher, er war roth geworden über und über; da wurde ich doch wieder gut und lud ihn ein, sich zu setzen und sagte: Wenn ich dir Unrecht gethan habe, so war's nicht gemeint, Jörg! Aber erzähl' nur einmal, was ist! Und nöthigte ihn, daß er sich setzte. Dabei fiel ihm der Hut aus der Hand, ich nahm ihn auf, und wie ich ihm wieder in's Gesicht sah, weint' er die hellen Thränen! Jetzt kannte ich mich gar nicht mehr aus. Ich schwieg, er schwieg und wischte sich ärgerlich die Augen, dann stand er auf und wollte auf's neue zur Thüre.

Ich dachte mir aber jetzt, es wär' eine Andere dazwischen gekommen, die er sich eingebildet, und daß er deßwegen die Cenz nicht mehr wollte; denn die Unterinnthalerinnen sind schöner oder wenigstens zumacheter *) als die Hiesigen. Wenn ich dagegen wieder bedachte, was die Cenz für ein herzensgutes Mädel war, that's mir wirklich leid um sie, ich ward ärgerlich und sagte: Geh' zu, Jörg, nur zu! Aber Segen ist kein Fünklein auf der Untreu' —

*) zumachend — zuthunlich.

Glück wird dir die keines einbringen, die dich der Cenz so weggestohlen hat!

Da drehte sich aber der Jörg und sah mir fest in's Gesicht: „Frau," sagte er, „ich hab' kein' Andere gern, aber eh' ich die Cenz möcht', eh' gieng' ich lieber in's Grab!" —

Aber um Gotteswillen, was ist's denn auf einmal? Hat sie sich etwas zu Schulden kommen lassen? — „Nichts zu Schulden kommen lassen! Aber ich mag sie nicht mehr, ich kann sie nicht mögen, nein, es thut's nicht, Frau, wir passen nicht für einander!"

Das sagte er so stoßweise heraus, es fiel ihm ordentlich schwer. Und wie es heraußen war, setzt' er sich wieder, ich mich zu ihm und jetzt endlich war's Zeit, wo er anfieng zu reden. Zuvor aber ließ er mich noch allerlei, was ich so vermuthete, fragen, ohne darauf zu antworten, bis er endlich so anfieng:

„Nein, Frau, seid nur stille mit Fragen, Ihr werdet's doch nicht errathen. Ich weiß es selber nicht recht, schau't! Eine Andere ist es gewiß nicht. Ich hab' nie eine Andere gehabt — außer die Greth, Gott hab' sie selig; die wohl, die kann ich nimmer vergessen, es sind jetzt neun Jahre geworden, daß sie der Tod geholt.....

Sonst ist die Cenz schon recht, mein'twegen, was aber dazwischen gekommen ist, das wundert mich selber! — Wie ich von da weg das letztemal mit dem Eilwagen hinausfuhr nach Innsbruck, war's ein regnerischer Abend, und das enge Thal kam mir noch enger vor als sonst und fast zum Erdrücken. Auf dem Berg Isel aber, bei der Aussicht oben, hat's aufgehört zu regnen, unter uns lag Innsbruck mit tausend Lichtern und ich athmete ganz frei auf, weil ich nur wieder im Innthal war; es ging mir ordentlich das Herz auf. Dann am anderen Tage ließ ich den Sepp zurückfahren, wie's der Postmeister haben wollte, und selber gieng ich hinab nach Absam und kehrte da bei der Mutter Gottes zu, blieb in Rothholz über Nacht und kam am nächsten Tage nach Hause. Es war schon am ersten Tage so schön geworden und mir alleweil wohler, je weiter ich kam, und wie ich endlich daheim war und durch das Dorf schritt, die Häuser kamen mir wie neu angestrichen und gemalt vor, und wie ich den Vater wiedersah und alle Bekannten und die so reden hörte, wie man bei uns daheim redet, da war's mir, o ich kann's Euch nicht beschreiben, als ob ich gerade hier und nirgend anderswo bleiben sollt' und Niemand anderen gerne haben könnte als nur die Leute

daheim und die alle mitsammen — gar auf dem Gottesacker war mir viel wohler! Dann fieng mir an das Schönberg und der Matreier Wald so öde und langweilig vorzukommen, und die Cenz war mir zuwider, jed's Wort, das sie geredet hatte, kam mir in den Sinn — mein, ich kenn' sie ja auch nicht recht, aber ich weiß nicht, seit derselben Zeit ist mir alleweil so, daß ich lieber aus der Welt möcht' als in den Matreier Wald und die Cenz heirathen! — Es ist einmal so; ich hab wohl gebetet, es nützt das auch nichts.... Nein, weiß Gott, Frau, lieber einmal weh, als alleweil weh, sie müßt' auch nur unglücklich werden mit mir...."

So redete der Jörg, und was hätt'st du gethan mit dem heimwehigen Kind, dem großen? Ich stellte ihm vor, daß der Mensch eigentlich mehr daheim sei, wo sein Beruf und der Herrgott ihn hingesetzt haben als wo er zur Welt kam; und daß es in der Schrift selber heiße: Du sollst Vater und Mutter verlassen.... Aber ja, da predige Einer! Mein Jörg ließ den Kopf und die Arme hängen und gab mir in allem kein Acht. —

Am selbigen Morgen traf's ihn nach Steinach zu fahren; mir war recht sonderlich zu Muthe, als ich ihm nachsah, wie er gegen das ‚Pflaster' dahin kutschierte und kein Hörnlein blies und nicht schnalzte.

Dann bekam ich ihn nicht mehr zu Gesicht bis zum anderen Tag; er kehrte erst tief in der Nacht heim, wo wir alle schon schliefen. Was aber inzwischen geschah, das weiß ich aus seinem eigenen Munde (wie er mir's später erzählt hat), theils auch vom Gstirner in Matrei.

3. Capitel.

Jörg will der Cenz den Abschied geben; da hat das Blatt sich gewendet.

Mein Jörg fährt also in der Frühe nach Steinach und um Mittag retour und hält beim Gstirner in Matrei, wo ein alter Postillon eingepfründet war, ein Bekannter von ihm. Den bittet er, daß er den Wagen weiter übernehme bis Schönberg, er selber habe in Matrei zu thun. Der andere lachte ein wenig und sagt's ihm bereitwillig zu.

Und der Jörg geht hinein in die Wirthsstube; es war ihm um's Trinken nicht, noch weniger um Kameradschaft zu thun, er wollte nur gerade ein wenig sitzen und warten, denn der Gang zur Cenz fiel ihm entsetzlich schwer. Schon hineinwärts, hat er mir erzählt, sei ihm so eng um's Herz gewesen,

ganz zugeschnürt hat's ihn, daß er nur wieder Athem holen mußte, besonders wo er hinabsah zum Hof von der Cenz.

Erbarmt hat sie ihm doch; ein so braves, gutes Mädel wie sie ist, und jetzt soll er hingehen und sagen: ich mag dich nicht! .... Aber heirathen kann ich sie nicht, nein, wir passen nicht zu einander, allbeide müßten wir unglücklich sein im Leben und Sterben! — So denkt sich der Jörg schon auf der Hinfahrt, und sein ganzes Geld hätt' er gegeben, wenn etwas zu ändern wär'.

Jetzt sitzt er also beim Gstirner, ganz allein am hintersten Tisch, denn die Gesellschaft drüben war ihm zu laut und lustig, und dachte wiederum nach, wie er wohl sagen sollte zur Cenz, und ob er's denn wirklich sagen müßte, ja, ob denn kein Ausweg mehr wäre.... Aber er fand keinen und mußt's nur glauben. — Die Kellnerin sagte: „Was hast denn heut', Jörg?" ... Er antwortete nicht. — „Darf ich dir noch ein Seidele bringen?" — Er sagte nicht Nein und trank das zweite hinunter ohne zu wissen, was er that.

Die Gäste am anderen Tisch wurden zuletzt aufmerksam auf ihn und riefen ein paar Stichelworte herüber, die er nicht hörte. Dann fiengen sie das Karten an, bis auf einen — den Kloben-

Luis. Der saß schon seit Mittag und hatte einen glührothen Kopf auf, und den Jörg beobachtete er genau, schon wie er hereintrat. Endlich stand er auf, nahm sein Branntweinglas und setzte sich zu ihm hinüber. — „Was ist denn nur heut' mit dir, Jörg?" sagte er ganz zutraulich, obwohl er ihn sonst nicht leiden mochte; und wie ihm der Jörg den Rücken drehte, wispert' er ihm in's Ohr: „Gelt, die Cenz! Hat sie dir's auch so gemacht? Aber die Weibsleut', weißt', da ist schon ein Anheben! ... Na, sollst leben, Herr Bruder!" — und das letzte schrie er und lachte wie närrisch. Der Jörg schaute ihn an von Oben bis Unten, stand auf, schob ihn bei Seite und gieng. Das Zahlen hat er vergessen.

Durch die Gasse von Matrei und die Straße hereinwärts und den ganzen Weg hin kam er, er wußte nicht wie. Auf einmal stand er vor'm Haus, stand und konnte nicht vorwärts; es war ihm, als wär' er festgebannt. Da sprang das Hündlein heraus, ein kleiner, giftiger Kläffer, knurrte und schoß auf das Unterleder von den Hosen, und da sich der Jörg nicht daran kehrte, zuletzt auf's Knie und riß ihm ein ganzes Stück Tuch weg. Jetzt wehrte der Jörg den Hund ab und trat in die Thüre.

In der Stube aber saß die Cenz, die nähte am Fensterbalken, und hinter'm Ofen saßen die Mutter und die Base beim Spinnrad.

Als der Jörg eintrat, stand die Mutter rasch auf und gieng mit ihrem Spinnrad in's Nebenstübchen.

Jörg sagte Grüßgott, und die Base erwiederte Grüßgott. Die Cenz aber hatte von ihrer Näherei kaum aufgeblickt und den Jörg ersehen, so beugte sie ihren Kopf noch tiefer über dieselbe und wurde wie mit Blut übergossen, feurig roth und blieb stumm. Nur das Hündlein knurrte noch eine Weile, dann verkroch es sich unter den Ofen, und es schwiegen nun Alle.

Jörg setzte sich auf die Ofenbank der Cenz gegenüber, indem er die Hand auf das zerrissene Knie legte. Die Base drehte ihr Rad.

Ueber eine Weile sah Jörg zur Braut hinüber: die Abendsonne fiel auf ihr Haupt und machte die blonden Haare erglänzen, und ihre Augen, die auf der Nadel ruhten, schienen ihm groß und voll wie eine gefüllte Wasserflasche. Da sagte er kleinlaut: „Cenz, krieg' ich heut' nicht einmal mehr einen Grüßgott . . . ?“

Die Cenz sah nicht auf und erwiderte nur: „Ich mein', wir sollten wohl B'hütgott sagen!“ . . .

„Meinst du?“ . . . sagte der Jörg.

Der Cenz aber stürzten die Thränen hervor, sie barg das Gesicht in beide Hände und lehnte ihr Haupt an den Balken.

Inzwischen hatte die Base ihr Rad zum Stehen gebracht und sah auf die beiden Leute hinüber, neigte sich ungeduldig vor, bald rechts, bald links neben dem Rocken und platzte endlich heraus: „Es muß nur g'rad ich dir's sagen, Jörg, daß es aus ist mit der Cenz, und daß sie dich nimmer mag."

Jörg sah die Sprecherin an und dann die Cenz und wußte nicht, wie ihm geschah. Ist denn nicht er gekommen, um ihr den Abschied zu geben und jetzt — woher wußte sie das? . . . Es war ihm als hätte er Ohrensausen, er sah nur starr vor sich hin. Und die Base begann wieder: „Wir haben wohl gemeint, daß du ein guter Mensch wärest, aber wenn die Sache so steht, und du willst uns gleich aus dem Hause schaffen, dann gehst doch gescheidter du als wir, weißt du; und mit einem solchen Kerl will die Cenz schon gar nichts zu schaffen haben, jetzt weißt du's!"

Der Jörg, als er so reden hörte, mußte noch immer nicht, wie ihm war, und fragte nur ein gedehntes „Was —?"

„Was? Willst's etwa leugnen", fuhr die Base heftiger fort, „und hat man nicht Zeugen dafür,

was du im Sinne hast? Geh mir nur weg, einen Menschen, der Vater und Mutter nicht ehrt, nimmt die Cenz nicht in's Haus! Sie hätt' schon andere gekriegt und brauchst dir auf dein Geld nicht so viel einzubilden!"

Indem gieng die Thüre auf, und aus dem Nebenstübchen heraus trat die Mutter. „Ja, ja," begann sie zum Jörg, „nachher kannst schauen, wo du einen Segen Gottes hernimmst, und wie du's vorwärts bringst, wenn du mit den alten Leuten so umgehen willst, daß sie gleich aus dem Haus sollen, wenn sie genug gearbeitet haben. Jörg, Jörg, gib Acht, wie's dir die eig'nen Kinder einmal machen! Du wirst's erfahren, daß sie dir's g'rad so machen, wie du's jetzt mir machen willst"....

Da fieng dem Jörg an ein Lichtlein aufzugehen, er stand auf und sagte: „Das ist mir jetzt ein sonderliches Gerede, Mutter! Wer meinen Vater kennt, kann's von ihm hören, was er zu klagen hat über mich, und ob ich nicht meine Schuldigkeit ordentlich gethan hab'. Und ich hab' Euch auch nie anders behandeln wollen, Mutter; wer anders sagt, ist ein Lügner!" —

„Lügner?" keifte die Base. „Jetzt schau' mir den Zaggler an" (sie sah auf das zerrissene Knie)!

„Du Schlamperer, meinst', wir wissen nicht, was du geredet hast?" — „Was geredet!" rief Jörg. „Was ich geredet? Heraus mit der Sprache, das will ich jetzt wissen!" — „Nichts brauchst du zu wissen," schrie die Base, „'s ist genug, wenn wir's wissen"; und die Mutter sagte: „Geh' nur, wir haben dich für einen Heiligen gehalten lang genug, du machst uns nichts weiß mehr!"

Und wie die Frauen so durcheinander lärmten, sprang auch der Hund unter dem Ofen heraus und hub sein Gebelle an. Der Jörg aber stand inmitten rathlos, Zorn und Verdruß hatten ihn stumm gemacht; bis endlich die Cenz herüber trat und kleinlaut zu ihm sagte: „Der Kloben-Luis hat's zur Mutter g'sagt."

„Ja was denn aber, Cenz?" fragte Jörg schier weinerlich. — „Ach, Jörg, daß du zu ihm und zum Gstirner g'sagt habest: sobald ich die Cenz hab', muß mir die Alte aus dem Haus!" Und Cenz weinte während sie sprach, und schluchzend trat sie an's Fenster zurück.

Die beiden Alten aber fiengen ebenfalls wieder an zu klagen und zu schelten, der Hund kläffte noch grimmiger: — da stieß der Jörg den Hund von sich, daß er winselnd in eine Ecke kollerte, hob drohend den Zeigefinger und rief: „Der

Kloben-Luis und der Gstirner! Allbeid' müssen sie mir her! Und das heut' noch!" Mit diesen Worten schritt er polternd zum Hause hinaus.

Die Frauen, als sie den Jörg so zornig sahen, waren eine Weile stumm und verwirrt. Cenz fieng zuerst an, daß der Jörg am Ende unschuldig sei: auf den Klobener habe sie nie was gehalten. Aber die Mutter sagte: „Er hat mir's nur ganz im Vertrauen mitgetheilt, und deßwegen kriegt er dich doch nicht"; und die Base berief sich vor Allem auf den Gstirner.

4. Capitel.

Wie Jörg sich rechtfertigen wollte und dabei nicht zurecht kam.

Jörg inzwischen war auf dem Wege nach Matrei hinein. Keine Ruhe ließ es ihm mehr, über Stock und Stein gieng's dahin, obwohl es schon anfieng Nacht zu werden; und drinnen traf er den Gstirner im Hausgang, wie er mit den Ehehalten Nachtrosenkranz betet.

Jörg, ungeduldig, geht auf ihn zu: „Was, sagst du? Was soll ich gesagt haben?" —

Der Wirth, noch knieend: „Laß du mich einmal fertig beten! Es wird wohl noch eine Zeit geben?"

Alles aber war aus dem Beten herausgekommen und sah den Jörg an, und die Dirnen kicherten zusammen. Jörg murmelte etwas vor sich hin und gieng in die Stube; der Wirth mit den Leuten betete fort.

Nun in der Stube aber saß noch der Luis, ganz allein hinter'm Tisch, und der Jörg auf ihn los! Und was es da eigentlich gegeben hat, erzählt er nicht gerne. Sie müssen arg über einander gekommen sein, zuletzt gieng's an's Raufen. Wie der Gstirner mit dem Gesinde in die Stube trat (ich weiß nicht, war der Rosenkranz fertig, oder hat sie der Lärm hereingebracht), da treffen sie den Jörg über dem Luis auf dem Boden, wie er ihn am Hals hat und würgt, daß er blau war, und alleweil schrie: „Lump, Lügner, willst' bekennen, daß du gelogen hast?"

Nun der Wirth und der Hausknecht reißen sie auseinander, und der Gstirner sagte, das wär' ihm sauber, in seiner Wirthsstube das Raufen, und konnt's vom Jörg g'rad gar nicht verstehen: ob er denn einen Rausch hätt'? — Da schimpfte Jörg auch den Gstirner, daß er gelogen und ihn verleumdet hab' und that ganz wild; es hat lange gedauert, bis sich der Wirth nur überhaupt auskennt. „Jörg," sagte er dann, „wenn die Sache so ist,

hast' Recht. Zu mir hast du nie so was gesagt, und das traute ich dir auch nicht zu." — „Siehst du's, du Lump," fieng da der Jörg zum Luis wieder an, „wie du gelogen hast! Und jetzt frag' ich dich grad, ob du abbitten willst oder nicht?" und sprang auf's Neue auf den Klobener los. Aber der Hausknecht hielt ihn zurück und Luis schlüpfte hinter den Tisch. Der Gstirner selbst wollte, daß er Abbitte leiste, aber der Luis sagte nur: „Wenn es halt du (Gstirner) nicht gehört hast, ich hab's gehört, gewiß ist's, und hab's so verstanden." Weiter war nichts zu erreichen; bis endlich der Wirth den Handel beilegte und sagte: „Weißt' Luis, es hat ein Jeder das Recht, dir zu glauben oder nicht; und ein Jeder wird wissen, was er von deinem Gerede zu halten hat. Mich einmal darfst du als Zeugen nicht hernehmen, ich hab's nicht gehört, daß der Jörg so etwas geredet hätt', und zutrauen thu' ich's ihm auch nicht."

Wie der Jörg sah, daß mit dem Klobener weiter nichts auszurichten sei, bat er den Gstirner: er solle zur Cenz gehen und es dort sagen. — „Wohl, das thu' ich dir schon, das will ich gerne bezeugen, daß du zu mir nichts gesagt hast." — „Gut, nachher gehen wir!" — „Jetzt? Nein, jetzt bei der Nacht geh' ich dir nicht mehr in den Matreier

Wald. Der Handel pressirt ja auch nicht so. Ich muß morgen ohneweg um ein Kalb dahinein, und dann will ich dir schon zukehren."

Der Jörg aber in seiner Hitze war damit nicht zufrieden, und sagte, dann könne er ganz daheim bleiben, und soll's dann nur auch mit dem Luis halten; und fing wieder an zu schelten und lamentiren, daß der Wirth endlich sagte: „Jetzt ist mir bald lieber, du gehst, Jörg, wenn du gar keine Vernunft annimmst"; und die Leute vom Wirth, die ihn reden hörten, meinten: „Ein bischen zu viel muß der Jörg schon doch haben!"

Man kann sich denken, daß dem Jörg bei der ganzen Sache nicht wohl zu Muthe war, und daß er später nie gerne davon erzählte. Ich hab' das auch nicht alles von ihm, sondern vom Gstirner; der hat mir auch erzählt, wie er den Luis abschaffte, nachdem der Jörg aus der Stube fort war: „Du gehst mir jetzt, und das gleich! Einen solchen Verleumder duld' ich nicht in meinem Hause. Brauchst mir auch gar nicht wieder zu kommen." — Er kam auch nicht wieder, und wie die Sache ruchbar war, hat er's oft genug hören müssen, und will ihm alleweil Niemand recht trauen. —

Jetzt wo aber der Jörg hin ist vom Gstirner weg, das hat man niemals erfahren. Heimgekommen

ist er spät, wie gesagt, als wir alle schon längst zu Bette waren, und er muß sich auch dann nicht einmal niedergelegt haben; denn am andern Tag trug er noch seine zerrissene Hose. Auch war er schon in aller Frühe beim Zeug und hat mir auf der Stiege gewartet, wie ich herabkam.

So, du da? sag' ich. Was gibt's denn in aller Frühe? — und hielt ihm mein Laternlein vor's Gesicht. Das war aber ganz verstört und aschfarb, so daß ich nichts sagen mochte wegen dem späten Nachhausekommen. Er fieng auch gleich an, mir seine Sache zu erzählen — mein, erzählen! Ich hab' mir mehr denken müssen als ich eigentlich hörte; er war konfus und niedergeschlagen, und ich wußte zuerst gar nicht, wo er hinaus will. Ich solle, sagt' er, hineingehen zur Cenz und bezeugen, daß es nicht wahr sei, was man ihm nachrede. Wie wär' aber ich von der Küche weggekommen gerade den Vormittag, und was sollte ich überhaupt bezeugen? — Glauben thu' ich's wohl nicht, daß du ein Solcher wärest, Jörg, und das will ich der Mutter auch sagen, wenn sie einmal des Weges kommt; aber freuen thut mich überhaupt dein Handel kein Bischen! — „Nein, wenn Ihr mir grad reden thätet mit der Mutter! O ich bitt' Euch!“ ...

Indem kommt der Postmeister daher; ich sag' ihm die Sache, und der Jörg wendet sich jetzt an ihn; es solle doch er machen!

„Da kann ich nichts thun", meinte der Postmeister, „das hat der Gstirner auf sich. Was braucht's da überhaupt so ein Wesen? Wenn dich die Cenz doch mag, wird sie dir selber wohl glauben."

„Ja, und die Leut', Herr Postmeister! Vor der ganzen Welt so dastehen, wie ein Lump!"

„Die ganze Welt, ja! Das wird man wohl sehen, wenn du die Cenz geheirathet hast, wie du bist mit der Mutter! Thu' halt deine Schuldigkeit, das ist die beste Widerlegung." Nachher bricht der Postmeister kurz ab und sagt ihm, heut müss' er nach Innsbruck fahren.

Aber der Jörg nach Innsbruck, jetzt, in dieser Verfassung! — Ich hab' dem Postmeister schon nach wollen, um Fürbitte zu thun, und machte mir nur noch Einiges in der Nähe des Jörg zu schaffen.

Wie er dann wiederum mich angieng und bettelte, sag' ich: Wunder, daß dir jetzt so daran liegt, deine Ehre zu retten, und 's Mädel zu verlassen, wär' dir einerlei! — „Haltet mich Ihr nur auch für einen Lumpen," sagte er. — Das thu' ich nicht, das hat Niemand behauptet; aber nicht der

Mühe werth ist's, sich so zu ereifern wegen dem Lügner.... Geh', Jörg, was wär's, wenn du statt dessen hingiengst zur Cenz und ihr selber es sagtest, wie's ist, und den ganzen Handel wieder in's Richtige brächtest!... — „Glaubt sie mir nimmer!" sagte er, ganz niedergeschlagen und finster. — Nicht glauben, meinst du? O mein', schau', auf's erste Wort glaubt sie dir Alles! Und wird dir gerne verzeihen, und es kann Alles noch gut gehen; o ich kenn' ja die Cenz!.... Jörg antwortete nicht und starrte nur so vor sich hin. — Da that ich ärgerlich und sagte: Werd' ich mich da eine Weile ereifern! Du hast wohl selber deine Füße und einen Mund auch! Und deine Sache ist's und nicht die meine! — Weiter sagte ich nichts und gieng; gebetet aber hab' ich ihm wohl ein Vaterunser, denn ich hatte noch immer eine Hoffnung; und wenn's sich überhaupt richten ließ, so war's am ehesten jetzt.

Und richtig! So gegen 8 Uhr herum seh' ich den Jörg zum alten Schönberg hinauf gehen! Den Weg hat er eingeschlagen, damit wir nicht wissen sollten, wohin er eigentlich gieng; denn wirklich gieng er über's ‚Pflaster' hinein in den Matreier Wald und dort geraden Weges hinab zur Cenz.

5. Capitel.

Die Sache kommt glücklich wieder in's Reine. Die Erzählerin beschließt.

Das war aber am Dienstag in der Charwoche, wo, wer ein bischen Zeit hat, in die Kirche geht; auch die Cenz und ihre Mutter waren nach Matrei gegangen und Niemand im Haus als die Base.

Und die hat aber den Jörg gleich viel freundlicher aufgenommen als gestern. „Nein," sagte sie, „der Luis, auf den ist kein rechter Verlaß — wir haben's schon gestern nicht mehr glauben wollen, wie du sagtest, daß es nicht wahr wär'; gar die Cenz hat's wohl eigentlich nie recht geglaubt und dich immer in Schutz genommen."

Jörg setzte sich und erwiderte nichts. — Als der Hund wieder anfieng zu rumoren, rief die Base: „Du Kläffer! Gehst unter'n . . . ? Der Sapperlot! Hat wohl *er* dir 's Loch aufgerissen in der Hose?" Dann schalt sie von Neuem auf das Thier und holte das Nähzeug und ließ sich vor Jörg nieder, um das zerissene Knie nothdürftig herzustellen.

Wie sie nun aber so dasitzen, der Jörg auf der Ofenbank, und die Alte kauert davor mit dem Flickzeug, geht die Thüre auf, und herein treten die Cenz und ihre Mutter.

„Jesus! Jörg!“ rief die Cenz. „O Jörgl, jetzt wissen wir's wohl! Der Gstirner hat's g'sagt, daß du unschuldig bist! — Geh', thu's uns doch nicht verübeln, gelt Jörg? Schau', wir haben halt auch zu leicht geglaubt!“

Und die Mutter: „Nein Jörgl! Jetzt bleibt's wohl im Alten, du bist doch ein guter Mensch!“ — Und der Base erzählte sie dann, wie ihr der Gstirner nach dem Gottesdienste gewartet und die Sache richtig gestellt habe.

Die Base aber machte eilig den Schluß und riß den Faden ab und sagte: „Ja siehst du's, siehst du's, so kommt's an den Tag!“

Nur der Jörg saß da, nachdenklich und schweigend; endlich gab er der Cenz die Hand, und sie schloß die seinige in ihre beiden Hände und drückte sich nahe an ihn: — da schlang er beide Arme um ihren Hals, und daß er sie nicht mehr möchte, das kam ihm gar nicht mehr in den Sinn! „Ich weiß nicht“, hat er später selber erzählt, „wie mir damals gerade war! Es war mir Alles auf einmal recht, ich meinte, in der ganzen Welt nur einen Freund noch zu haben, das war die Cenz; und um Alles in der Welt hätt' ich die Cenz nimmer hergegeben! — Wir haben's auch dort noch ausgemacht, den selbigen Vormittag wegen

der Hochzeit, und daß wir den Gstirner zu einem Zeugen wollten; und Nachmittag sind wir hinein zum Dekan in's Brautexamen."

Und jetzt weißt du die Geschichte, schloß die Tante ihre Erzählung. —

Ja, aber nachher? fragte ich. Hat der Jörg seine Zweifel ganz fahren lassen? Und hat's ihn nie mehr gereut?

O nein, gar nie! Denk' dir, sie sind das glücklichste Ehepaar gewesen, das man finden kann. Nur gerade am Hochzeitstag hat der Jörg einmal ein Gesicht gemacht, das mir nicht recht gefiel. Die Hochzeit hatten sie bei uns, just drei Wochen darnach, am Dienstag nach Misericordia, und der Gstirner war wirklich ein Zeuge. — Nun, wie ich also den Jörg so sehe, sag' ich: Du bist mir ein schöner Bräutigam, mit deinem schiefen Gesicht! Hör', schlag' dir die Flausen aus dem Kopf: die Cenz ist recht, und 's Sakrament thut das Uebrige! „Meinen Sie wohl?" erwiderte Jörg; „ja, ja, Sie werden auch Recht haben."

Und wie oft bestätigte er mir's hernach! Er war Steuereintreiber und mußte viel herum; wenn er dann an uns vorüber kam, kehrte er jedesmal ein und erzählte von nichts lieber als von seiner

Cenz, und wie er sie jeden Tag mehr schätzen und ehren lerne. War dann gerade Zeit, so gieng er in die Stube der Postillons und nahm einem sein Posthorn und setzte sich damit in den Garten hinaus und blies hinunter in den Wald, oft eine Stunde lang. Er konnt' nicht müde werden zu blasen, und der Postmeister, Gott hab' ihn selig, ward nicht müde ihm zuzuhören.

Freilich hat das Glück nicht lange gedauert. Sie hatten ein Töchterlein und waren so friedlich zusammen, auch den alten Vater hatte er aus dem Unterinnthale zu sich genommen, mußte aber noch vor dem Alten in's Grab. Bei Fulpmes kam er unter ein Wetter und holte sich die Lungenentzündung; acht Tage darauf war er eine Leiche.

Ich weiß aber noch wie heut', wie er damals in's Stubai mußte, kehrte er bei uns ein und erzählte mir wieder von seiner Cenz und dem kleinen Moidele. Aber nicht so frisch wie sonst, sondern sinnend und ganz wehmüthig sah er darein, besonders wo er die alte Geschichte mit seinem Heimweh berührte. „Ich hab' wohl gemeint," sagte er, „just in Reith müßt es sein, weil ich halt da doch daheim bin. Aber die Cenz hat mir den fremden Ort zur Heimath gemacht — wenn man's so heißen kann: daheim sind wir doch eigentlich

nirgends." Das sagte er mit einer eigenen Betonung und traurig, daß ich's ihm ausreden wollte; er aber meinte: „Nein, das muß ja nicht das Härteste sein zu sterben; wenn man halt doch weiß, daß man gut hinüber kommt. Das Leben, Frau, ist viel härter."

Die Worte hab' ich gut im Gedächtniß, und hab' mich wohl oft daran erinnert, wie einmal mein Elias nicht mehr war. O mein, du bist noch jung und wirst es erst noch erfahren müssen, daß wir in der Welt alle nur fremd sind...





Der Schatzgräber.

(Ein Fragment.)

Am Seelensonntag*) nach dem Pfarrgottesdienste war der Huisen-Franz, wie man ihn hieß, bei dem Franciscaner-Guardian in Schwaz auf Besuch. Der Guardian kannte ihn wohl, weil er etliche Male Almosen in's Kloster gebracht hatte; Franz aber hielt große Stücke auf den Pater, der zugleich Festtagsprediger war, und eine Vertrauenssache war es denn auch, warum er heute zu ihm auf die Zelle gekommen und seinen Rath zu hören bereit war.

„Aber ich weiß eigentlich nicht, was ich dir rathen soll", sagte der Guardian. „Möglich sein

*) So heißt in Tyrol der Sonntag nach Allerheiligen.

kann's, daß etwas dahinter ist ... Glauben mag ich's zwar nicht — thu' halt, wie du meinst." Dabei sah er auf ein altes vergilbtes und zerknittertes Blatt, das er in Händen hielt und nahm schmunzelnd eine Prise.

„Ja, ja", sagte Franz, „das mein' ich eben auch: möglich wär's, und Unrecht's wird nichts daran sein"...

„Unrecht! Unrecht ist's keines, aber eine Narrethei wird's halt sein! ... Und dann sag' einmal, Franz: was thät'st du denn eigentlich mit dem Gelde, gesetzt den Fall, daß du's bekämst? Meinst', es wär' dir von Nutzen?"

„Ja hör', was thun, P. Guardian! Ich krieg's auch nicht, aber wenn ich's hätt' — was thun wär' mir nicht bang!"

„Geschwind heirathen halt?" lächelte der Ordensmann.

„Würd' auch nicht fehlen, ja, über kurz oder lang. Und dann wären schon andere Dinge noch vorher. Wissen Sie, wir sind auch arme Leute, und wenn mir meine zwei Schwestern nicht hülfen, brächt' ich's halt gar nicht vorwärts. Das Feld ist klein und das Haus, wie gesagt, alles zerlumpt: da müßt' ich wohl zuerst einmal einen rechten Dachstuhl aufsetzen und die Stube täfeln; meine

Kammer ist auch, daß du dich nicht rühren kannst, und ein Gewand für die Schwestern würd' auch nicht schaden . . . ja, zu thun, Hochwürden, zu thun gäb's, es wär' wohl kein Anfangen vor lauter Nichtaufhören!"

Da sagte der Ordensmann mit freundlichem Lächeln: „Jetzt schau' dich einmal um, Franz! Ist meine Zelle wohl größer als deine Kammer?" Franz lachte: „Größer wird sie nicht sein!" Denn in der Zelle hatte weiter nichts Platz als ein Tischlein, ein Stuhl und ein Bett und, wenn's hoch kam, vier Leute zum Stehen.

„Und getäfelt, siehst du, ist meine Zelle ja auch nicht", fuhr der Guardian fort; „und was wir Franciscaner essen, müssen wir von guten Leuten erbetteln; du selbst hast uns schon Milch gebracht — vergelt's Gott! Nun sieh aber, ich bin's doch zufrieden, und alle Ordensbrüder, mein' ich, sind es ebenso. Ja, kein einziger möchte den heiligen Orden verlassen und in die Welt zurückkehren, obwohl es da mancher bequemer und ehrenvoller hatte oder bekommen konnte. Also, mein lieber Franz, das Glück hängt nicht davon ab, daß man viel hat und genießt, sondern daß man zufrieden ist; und die Zufriedenheit kommt, weißt du wie? Wenn man sein Kreuz willig auf sich

nimmt! Denn zum Kreuztragen, sagt der gottselige Thomas a Kempis, sind wir geschaffen; durch's Kreuz sollen wir gelangen zum inneren Frieden auf der Welt und zur ewigen Glorie drüben."

Solches und mehr der Art redete der Guardian, während Franz in alle Winkel ausschaute und den Hut in den Händen drehte: — es war ja wohl alles recht, was der Prediger sagte, aber ein junger Mensch, wie er, denkt auch an andere Dinge, und ein bischen besser wird man's wohl haben dürfen auch noch in der Welt! „O mein", sagte er dann etwas ungeduldig, „es wird ja nichts sein, das hab' ich zuerst gewußt. Ich hätt' den Zettel ohneweg niemand gezeigt (und hab' nie was darauf gegeben), wenn nicht andere Leute so gedrängt hätten."

Während dem klopfte es an der Thüre, und auf das „Ave Maria" des Guardians trat ein jüngerer Pater herein. Er kniete nieder und bat den Obern um eine Erlaubniß.

Als ihm der Guardian kurz Antwort ertheilt hatte, sagte der letztere: „Nun P. Gervas, was halten Sie von dem Handel?" und reichte ihm das alte Papier.

P. Gervas war aufgestanden, schaute den Franz und dann das Blatt an und wartete, bis man ihm

mehr erzählte; da der Guardian nicht sogleich Miene machte, erzählte Franz noch einmal in Kürze den Hergang:

Er habe zu seinen Schwestern schon längst gesagt, daß sie am Dach etwas richten müßten, weil es besonders an einer Stelle den Regen durchließ, und das Brod in der Kammer schimmelig wurde; sein Haus sei eben wohl überhaupt an allen Stellen der Reparatur bedürftig. Wie er also mit dem Zimmermann die alten Schindeln abwarf und an einem morschen Balken rückte, kam da im fingerhohen Moder und Staub dies Papier zum Vorschein. Er habe es weggeworfen, aber später kam es ihm noch einmal vor die Füße, da wollt' er's doch ansehen, und was er sah, habe ihn und andere gewundert, und hätt' man eben gemeint, bei den Patres darüber Aufschluß zu erhalten.

P. Gervas nahm das Blatt und buchstabierte die alterthümliche, schwer leserliche und verblaßte Schrift; da hieß es:

Beim großen Stein auf dem Wiesingerjoch gradaus kumst zum Hasenplatzl zwei Büchsenschuß einwärts beim letzten Zirm*) wo der unterste Ast hinzeigt liegt's. Hor † ax.

*) Zirbel, Pinus Cembra.

„Was liegt?“ fragte der Pater. — „Gold natürlich!“ lachte der Guardian.

„Hm! Und das Hor † ax, soll das ein Zauberwort sein? . . . Nun dann ist's sicherlich alles erlogen und die ganze Geschichte ein Aberglaube.“

Das sei ihm allerdings auch aufgefallen, versetzte der Guardian, und auch er habe anfangs so geurtheilt. „Aber der Franz meint was anderes: Anno neun haben drei Bauern aus der Gegend beim Kreuzbüchl die bayrische Kriegskasse abgepaßt, die Begleitung erschossen und das Geld mit sich fort. Als die Sache bekannt wurde, hat man sie verhalten, das Geld herauszugeben. Die hätten aber davon nichts wissen wollen, und da sie sich doch nicht recht sicher glaubten, könnt's sein, daß sie's vergraben hätten; so meint der Franz. Und das ist am Ende nicht unwahrscheinlich, denn von den Dreien hat wirklich nicht ein Einziger etwas hinterlassen. Aber das wär' jetzt die Frage, Franz, wie der Zettel just in dein Haus kam? Hat denn einer von ihnen in deinem Haseu gewohnt?“

„Das weiß man eben nicht“, erwiderte Franz; „vor uns ist halt ein altes Männlein dort gewesen, so ein halbverrücktes, der oft lange Zeit in der Fremde herumzog und dann bald den einen, bald den anderen in's Quartier nahm.“

Damit war das Gespräch erschöpft. Franz konnte keine weiteren Aufschlüsse geben, der Guardian wiederholte nur seinen Zweifel, und P. Gervas meinte: probieren könne er's ja, wenn ihm der Gang auf das Joch nicht zu hart sei. Jetzt freilich liege schon Schnee oben, aber etwa im Juni — „da gieng' ich gleich selber mit Dir, Franz, da ist die Aussicht droben schon Goldes werth!"

„Ja, Hochwürden, bis dort ist's aber lang hin", meinte Franz. „Zelten anschneiden *) sollten Sie einmal kommen; einen Zelten vermögen wir schon noch!"

So verabschiedete sich Franz, steckte sein Papier zu sich und verließ das Kloster. Die Patres rief die Glocke zur Sext.

* * *

Als Franz das Kloster verlassen hatte und über den Platz und durch die Gassen des Marktes gieng, überdachte er seine Unterredung mit dem Guardian und mußte sich sagen, daß er eigentlich so gut wie nichts gewonnen hatte. Denn was der Pater ihm sagte, daß die Sache zweifelhaft sei und eher nur eine Lappalie, das hatte er zuerst

*) Weihnachtskuchen, welchen anschneiden zu dürfen in Tyrol für eine besondere Ehre gilt.



gewußt. Es that ihm leid um den Gang, um die Zeit und die Worte, die er verloren; und während er früher halb und halb entschlossen war, den Versuch zu wagen, war er ihm jetzt verleidet — theils durch das geringschätzige Urtheil seiner Rathgeber, theils weil er fürchtete, daß nun die Sache bekannt und er zum Gespötte der Leute werden würde.

In solchen Gedanken kam er am Wirthshause vorbei, wo er sonst wohl einzukehren pflegte. Es gieng auf 11 Uhr, die Essenszeit; aber Franz hatte keine Lust, jetzt unter den Gästen zu sitzen, mit hungrigem Magen schritt er vorüber und trat den Heimweg an.

Es war aber ein unfreundlicher Herbsttag. An den Bergen lagen Nebel und rückten in schweren Massen tiefer und tiefer in's Thal; es schien sich ein Schneien vorzubereiten. Ein kühler Wind strich durch die Wipfel und warf das letzte Blatt von den Pappeln. Unter den Tritten raschelte dürres Laub, das zu Haufen auf der Straße lag. Raben flogen feldein: Krah! Krorah! Krah!

„Horax“ glaubte Franz aus dem heiseren Gekrächz vernommen zu haben — und mit erneuter Gewalt riß es seine Gedanken zu dem dunkeln Blatt, das ihm nun unheimlich und verderben-

dringend erschien; er hätte am liebsten niemals davon gewußt, ihn ekelte der bloße Gedanke daran.

Franz war kein Schwärmer. Genügsam und ordnungsliebend, ein tüchtiger Arbeiter, hatte er im besten Frieden mit seinen Schwestern das kleine Gütlein bebaut und war trotz des geringen Ertrages bei großer Sparsamkeit ehrlich durchgekommen. Das gab ihm ein heiteres, zufriedenes Wesen und hielt seinen regen Sinn in gemessenen Schranken.

Auch damals, als er den zweifelhaften Fund auf dem Dachboden machte, war sein erster Gedanke keineswegs eine Truhe voll Gold und eine Reihe von prächtigen Zukunftsbildern; nein, ihn wunderte mehr nur die Bedeutung und der Ursprung jener räthselhaften Schrift. Erst als seine Schwestern in ihn drangen, fieng er an zu glauben, daß an der Sache etwas Wahres sein könnte, und er in dem Papiere vielleicht nicht mehr und nicht weniger besitze als den Schlüssel zu einem großen Schatze.

Daß ihn aber dieser Gedanke stärker, und je länger je mehr beschäftigte und endlich einem Entschlusse nahe brachte, daran war ein Ereignis schuld, welches ihn kurz vorher betroffen und einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen hatte.

Franz hatte die dreißig Jahre überschritten, und der Gedanke an's Heirathen trat ihm öfter als einmal vor die Seele. Aber wie wollte er Weib und Kind ernähren, da er selber nur knapp zu leben hatte? Und wie konnte er hoffen, die Hand eines vermöglichen Mädchens zu erhalten, da er ja nur ein „Kleinhäusler" war? Zwar stund er in Achtung und Gunst bei Jung und Alt, war zu brauchen bei Rath und That — das wußte er, und darauf allein baute er seine schwache Hoffnung, diejenige heimzuführen, auf die er im Stillen längst schon sein Augenmerk gerichtet hatte.

Ihr Vater, ein vermöglicher Mann, hatte den Franz schon öfter mit seinem besonderen Vertrauen beehrt, und auf die Neigung der Tochter glaubte er ohnehin mit Grund rechnen zu können. Er wagte also den wohl erwogenen Schritt, hielt um die Hand der Burgl*) an, und — wurde abschlägig beschieden. Der Grund war die Armuth des Freiers. Burgl, die sich darüber hinweggesetzt hätte, mochte dem Vater nicht widersprechen, denn dieser bestund auf seinem Worte.

Auf Franz machte das Ereignis einen nachhaltigen Eindruck. Burgl war ihm um so lieber,

*) Nothburga.

je öfter er sie sah, und seine Armuth wurde ihm drückend, da sie ihm als Hindernis seines Glückes erschien. Gleichwohl war er gefaßt und gieng seiner Arbeit in gewohnter Weise nach. Die Schwestern bemerkten kaum eine Veränderung an ihm, wie denn weder sie, noch irgend Jemand außer den Zunächstbetheiligten von dem Hergange wußten.

In solcher Stimmung arbeitete er auch an seinem Hausdache und fand das Papier. So wie er aber nun anfieng, an die Möglichkeit einer tieferen Bedeutung desselben zu glauben, kam ihm auf's neue wieder der Gedanke an seine Heirath. Er sagte sich: „Hätt' ich das Geld, hätt' ich die Burg“ — und je mehr er das eine ersehnte, um so lieber glaubte er an das andere, bis er schließlich zu einem Versuche geneigt war und vorerst den Gang zu den Patres nach Schwaz antrat.

Auch jetzt auf dem Heimwege, wo ihm sein Vorhaben verleidet war und er es bereute, auch nur einen einzigen Schritt dieser Sache halber gethan zu haben, auch jetzt war es der Gedanke an Burgl, der seine Gesinnungen bald wieder umstimmte. Wenn die Sache auch zweifelhaft war, wie die Patres meinten, so konnte man's ja doch versuchen; denn wie viel stand für ihn auf dem Spiele! Hm, wie ganz anders würde der Alte reden, wenn

er vor ihn hinträte mit Beuteln klingenden Goldes? Was würde er etwa zur Antwort stammeln, wenn er ihm sagte: „Früher war ich arm, da galt ich dir nichts, jetzt bin ich reicher als du!“ . . .

Der Wind blies heftiger und kälter, Franz stülpte den Rockkragen auf und vertiefte sich in Gedanken: dachte, wie er die Hochzeit hielt und den ersten Tanz mit der Braut machte; wie er sie heimführte — nicht in die elende Hütte, nein, in das neue glänzende Haus! Oder war es nicht besser, ein Haus von Grund aus zu bauen? Auf alte Bäume, heißt es, pfropf' keinen Ast. Ohnehin ist das Feld viel zu klein, man müßte den anstoßenden Anger und das große Kornfeld des Müllers dazu kaufen. Dort ist auch Wasser genug, und bei der Quelle oben, beim Birnbaum, wo man so schön hinabsieht zum Inn, und nicht weit von der Kirche, da soll das Haus sich erheben! Er war einst in Rosenheim gewesen, und draußen in Bayern sah er die prächtigen Höfe, nach Schweizerart, den buntgemalten Söller, den schönen Firſt mit dem Glockenthürmchen und dem Hahn darauf. „Der Hahn muß mir vergoldet werden, daß er leuchtet weithin! Und ein geräumiger Tennen, mit zwei Pferden bequem zu befahren; darunter der gewölbte Stall, so etwa für dreißig Stück

(denn sind es mehr, gedeiht die Wirthschaft nicht immer zum besten). Oben die Kammern für die Dienstboten; unten muß nur die Stube (oder zwei Stuben) und eine heizbare Milchkammer, Küche und Speise sein. Aber die Stube von Zirmholz, gut getrocknet, wie es der Sägmeister von Pill in Vorrath hat. Vor'm Haus dann eine Kapelle mit St. Nothburg und Franz Xaver — eine Kapelle, daß schon nicht jedes Dorf so eine Kirche hat! Der Maler in Schwaz soll sie ausmalen, und Gold daran, auf ein Büchelchen mehr oder minder kömmt's mir nicht an.... Ha, wenn dann Roggenschnitt ist, und in dem großen Felde am Haus an die zwanzig Arbeiter stehen! Er braucht nicht selber zu schwitzen, nur die Aufsicht zu führen. Ist dann alles im rechten Geleise, mag er ruhen im Schatten des Birnbaumes und durch die Aeste in den blauen Himmel schauen und seines Glückes sich freuen; Burgl bringt ihm Milch (oder er kann auch ein Büblein um einen Trunk Bier schicken)...

So träumte Franz vor sich hin und achtete nicht des Weges, bis er jählings an den Gatter stieß, der zum Dorfe führte. Da sah er auf, sah sich um — es war niemand zu sehen. Nur dicht neben ihm stand das Kreuz, vor dem er den Hut zu ziehen und ein Gebetlein zu sprechen pflegte.

Er zog den Hut und warf einen Blick nach dem Bilde, unter welchem die Worte standen:

„Sieh', Sünder, was ich gelitten für dich!
Was aber leidest du für mich?"

Betroffen las der Träumer den Spruch, die Worte des Guardians kamen ihm in den Sinn; und wie die Blume, der ein Morgenwind den Thau abschüttelt, so stand er da, ernüchtert, sich selber wiedergegeben und sah die Wirklichkeit, die ihn umgab: drüben das arme Häuschen, in dem die Schwestern seiner harrten, und der Holzstoß, den er morgen zu verarbeiten hatte; in der Brust aber hallten die Worte nach: „Durch's Kreuz zur Glorie!" ...

Da stiegen ihm wie Nebel trübe Stimmungen auf; seine Stirne umwölkte sich und ein Gefühl der Unlust, des Trotzes kochte in seiner Seele. „Wag's! versuch's!" rief eine Stimme in ihm... Wagen?! — „Wagen! — Morgen gehst du nach Wiesing!"

* * *

Es war noch früh am Tage und finster, als Franz auf dem Wege nach Wiesing war: Pickel und Schaufel auf der Schulter, Brod in der Tasche, das geheimnisvolle Blatt auf der Brust. Die

Schwestern hörten ihn weggehen, eine sah ihm nach und glaubte, er gehe in die Auen — aus seinem Munde wußten sie nichts.

In Wiesing war es sein erstes, sich um einen Führer umzusehen. Er war nur ein einzigesmal auf dem Wiesinger Joch gewesen und das vor langer Zeit; überdies bedurfte es einer ganz genauen Ortskenntnis, um die Angaben des alten Zettels recht zu verstehen. Also trat er in's Wirthshaus, ließ sich Wein geben und wollte sich gelegentlich, so daß es nicht auffiele, nach einem verlässigen Führer erkundigen.

Die Kellnerin fragte er deßhalb, was sie für einen Senner hätten. „Der Wirth hat kein' Senner." — „Nein, im Dorfe mein' ich" . . . „O, was weiß ich, bald den und bald den." Sie war nicht geneigt, dem Fremden Rede zu stehen und that sehr geschäftig. — Dann trat der Schmied herein, der schon müde war und ein Gläslein verdient hatte. — „Hat's dir schon warm g'macht heut'? Hm, das Schmieden gibt warm!" — „Schier mehr als 's Bett, ja", sagte der Schmied. Franz, that, als ob er den Hieb nicht empfände, und fragte weiter, wo er die Kohlen brenne. „Ich brenn' mir keine Kohlen, ich kauf' sie halt auch, wie's kommt." — Aber im Wiesinger Berg müßt' doch gut Kohlen

brennen sein, und wer sich denn damit abgebe? ... „'sind ihrer etliche", erwiderte der Schmied. „Kellnerin, zahlen! Weißt', ich hab' ein Eisen in der Esse, bei mir heißt's weiter!"

Der nächste Gast war ein ältlicher Mensch, kurz und behäbig, mit gutmüthigen Aeuglein. Die Kellnerin grüßte ihn lachend: „Diktl,*) machst' blau heut'?" Der Angeredete verzog sein Gesicht zu einem grimmigen Lächeln. Die Kellnerin: „Aber das werd' ich wohl wissen müssen, ob du ein großes Glasl willst oder ein kleines!" — „Jetzt bringst mir justament ein kleines", sagte Diktl.

Hm, bei dem hab' ich leichteres Spiel, dachte Franz, und ließ die Rede an sich kommen.

Sie saßen denn auch nicht lange einander gegenüber, als Diktl anhub: „Bist auch kein Hiesiger, he?" Franz erwiderte: „Nein, bin von Oben herab. Würdest mich wohl auch kennen, wenn ich ein Wiesinger wär'?" Diktl: „Würd' dich fast kennen, ja, wenn du ein Wiesinger wär'st. Halt wegen dem — es müßt' just nicht sein, ich bin auch 35 Jahre weg gewesen, und jetzt ist's wohl so lange nicht, daß ich wieder da bin." — „Bist als Hüter da gewesen?" fragte Franz. „Nein,

*) Benedikt.

ich bin wohl halt geboren in Wiesing, und gehütet hab' ich ja auch auf den Almen, fünf Sommer. Nachher hab' ich's gute Leben nicht erlitten und bin zu den Bergknappen 'gangen, weißt' wohl, und da haben sie Einen nicht mehr brauchen können, wenn man einmal älter ist."

Hm, ein alter Knapp', denkt sich Franz, das ist nun gar recht. „Nachher kennst' wohl die Wiesinger Alm und 's Wiesinger Joch, wenn du da Senner gewesen bist?" Diktl: „Senner bin ich eigentlich nicht gewesen, bloß Kühbub; aber kennen thu' ich den Berg ja wie mein Werktagg'wand, das kannst' dir denken."

Franz glaubte genug zu wissen. Er bestellte etwas zum essen, und wie die Kellnerin fort war, in die Küche, sagte er zu Diktl: „Du! Thät'st mich nicht heut' auf das Joch führen, zum Großen Stein? Ich hab' was zu thun da."

„Auf's Joch? Ja, Mensch, da ist Schnee!" — „Ueber den Schnee werden wir schon hinauskommen, so tief liegt er noch nicht; ich thät' dich schon zahlen." — „Weiß nit, ja . . . ich würd' halt Steinklopfen sollen . . ." „Was dir's Steinklopfen einträgt, zahl' ich dir auch und noch mehr. Ich geb' dir zwei Gulden, und mit der Zehrung halt' ich dich auch aus; Schnaps sollst du genug haben."

Diktl räusperte sich. „Wohl, wohl, dann muß ich dir halt den Gefallen thun: sein wird's ja an die drei Stunden." — „Gut", erwiederte Franz, „dann bleibt's dabei, ich werd' dich bezahlen, daß du zufrieden bist. Aber jetzt keinen Menschen was merken lassen (wirst schon hören warum), und nicht lange mehr aufhalten, um Mittag müssen wir droben sein!"

Die Kellnerin kam herein, und die Beiden brachen das Gespräch ab. Franz aß, steckte einiges Essen und eine Flasche Branntwein zu sich und gieng, indem er dem Diktl winkte, ihm zu folgen.

Die Kellnerin wunderte sich über den schnellen Aufbruch des Knappen und sah ihm neugierig nach, da sie dann mit Staunen bemerkte, daß er sich draußen, an der Ecke des Hauses, zu dem Fremden schlug und angelegentlich und geheimnisvoll mit ihm verhandelte, dann in sein nahes Quartier trat, mit einem Pickel zum Vorschein kam und nun rüstigen Schrittes mit dem Anderen vorwärts, dem Berge zu gieng.

* * *

Die Beiden waren wohl eine Stunde lang gegangen, und noch immer hatte Diktl nicht in Erfahrung gebracht, was denn eigentlich sein Be-

gleiter vorhatte. Er frug ihn, ob er Pechklauber oder Wurzengraber sei? Ob er den Wald kaufen oder abschätzen wolle? Franz erwiderte: Nein, behielt sich aber alle weitere Aufklärung auf später vor. Denn wenn er schon jetzt die ganze Sachlage entdeckte, wer weiß, ob ihm der andere nicht das Geheimnis verriethe? . . . Auch gab es zunächst wichtigere Dinge für ihn. Er sah sich bereits im Besitz des Goldes — kein Zweifel behelligte ihn; nur aber wie er es nach Hause schaffte und vor den Leuten geheim hielte, das gab ihm zu schaffen und strengte sein Denken an.

Wie er also schweigend bergan schritt, wurde Diktl nicht müde zu reden und zu erzählen von seiner Vergangenheit als Kühbub und Bergknapp; wie er zuerst in Brixlegg, dann in Schwaz gearbeitet habe und mit einer kleinen Pension entlassen worden sei. Jetzt sei er froh, daß es ihn nichts mehr angehe, denn das Gebahren der heutigen Bergleute thue ihm zu weh; aber zurückdenken müßte er wohl oft an die alten Zeiten, und wie es doch eine Lust war, das blanke Silber aus dem Gestein zu lösen und er einmal an einem einzigen Tage fand, womit er ein ganzes Gut hätte kaufen können!

Franz hörte mit halbem Ohre zu und fragte

nur einigemal, wie weit es wohl noch bis zum Großen Steine sei. — „Ah, zum selben großen Stein," erwiederte Diktl, „wird's halt noch eine Stunde oder fünf Viertel sein." — Franz schlug einen schnelleren Schritt an, mußte ihn aber verlangsamen, weil sie bald bis über die Knöchel im Schnee giengen.

Nun hatte er umsomehr Zeit, seinen Plänen nachzuhängen. Sie gaben ihm viel zu schaffen; je mehr er nachdachte, je mehr er sich anstrengte, desto verlegener wurde er. Wie sollte er — die Frage blieb doch die erste — dem Diktl die Sache beibringen? Er ist ein einfältiger Mensch, das sah er: gibt er ihm nun viel Geld, damit er schweige, so misbraucht er's, lebt in Saus und Braus und macht auf diese Weise die Sache ruchbar; gibt er ihm wenig, so schilt er und redet im Zorne. . . . Und wie dann also den Schatz nach Hause bringen? Den Proviantsack und einen tüchtigen Schurz hatte er wohl: wenn es aber am Ende recht viel ist, und sie können ihn beide nicht tragen? Liegen lassen mag man doch auch nicht.... Morgen wieder kommen, fällt auf und kann zur Entdeckung führen. Ja, der Tausend, ließ sich das Ding überhaupt geheim halten? Gesetzt den Fall, es verliefe in Wiesing alles gut, und

der Schatz liegt daheim in der Dachkammer — oder nein: im Keller, wo man eine Doppelthüre anbringen kann — so muß er ja die alten Dukaten, das bayrische Geld, einwechseln, und wenn das geschehen, wo das viele Geld anlegen? . . . Nein, an den Tag kommen wird es auf jeden Fall, da ist kein Mittel. Du wirst ja auch die Burgl heirathen und ein Haus bauen und wie ein reicher Bauer dahinleben: die Leute fragen, woher? und es wird heißen: ‚der Schatzgräber'... Es stieg ihm heiß auf, wenn er an diese Nachrede dachte. „Am unverdienten Gelde haftet der Neid und die üble Nachrede; tausend andere mühen sich ab ihr ganzes Leben lang und leben arm dahin: du aber hast dein Geld gefunden, Schatzgräber heißen sie dich, Horax, Horax rufen die Buben!"

So stürmten die Gedanken auf ihn ein, er wurde ängstlich, wurde ärgerlich über sich selbst — wenig fehlte, so wäre er umgekehrt. „Hätt'st du dem Pater gefolgt", sagte er sich; „du hast mit dem Schatz auf der Welt nichts Gutes und drüben vielleicht auch nicht. . . ."

Jetzt kam ihm der Gedanke, den ganzen Schatz zu guten Zwecken zu verwenden und ganz im Geheimen dem Pater Guardian zu überlassen; nur etwa vier- oder fünftausend Gulden zurückzube-

halten — nur gerade so viel, daß er die Burgl bekomme und der Alte nicht mehr sagen könne: er habe nichts! Dann braucht es auch niemand zu merken. Sein Häuschen kann er verbessern und etliche Stück Vieh und ein Feld kaufen: da er die Burgl hat und fortfährt, fleißig und sparsam zu sein, so kann es niemandem auffallen. Er behält seinen ehrlichen Namen und lebt glücklich und ruhig weiter. . . . „Wahrhaftig, so ist's, so soll es bleiben: mehr als vier- bis fünftausend, höchstens sechs- bis siebentausend — mehr behalte ich nicht!"

* * *

So dachte Franz, so nahm er sich vor, und wie eine Rettung erschien ihm dieser Entschluß. Es ward ihm leichter um's Herz, er streckte den Kopf aus den Schultern und setzte den Fuß fester an. „Diktl! Wie lang noch bis zum Großen Stein?" — „Ja jetzt, zum großen Stein ist's nicht mehr weit hin; da gleich droben fängt's Joch an."

Die Bäume wurden spärlicher, weitere Flächen dehnten sich aus, der Weg fieng an, steiler und steiniger zu werden. Dann schritten sie auf weicher, fast ebener Unterlage dahin, und Diktl sagte: „Jetzt wären wir's. Da haben wir jetzt schon immer gehütet."

„Aber wo ist da der Große Stein?“ — „Wohl der da!“ Diktl wies rechter Hand auf einen mäßig großen Felsblock, der vereinzelt auf der Mahdfläche lag. — „Der da?“ rief Franz verwundert; „ist das jetzt der Große Stein?“ — „Ist ja wohl ein großer Stein das, nicht? Brauchst einen größern?“ — „Und heißen den die Leute den Großen Stein?“ — „Ja, ja, ich weiß sonst kein' großen Stein da herum.“

Franz stutzte. Er hatte sich unter dem Großen Stein einen Kogel oder Abhang vorgestellt und fand nun einen gewöhnlichen Felsblock. Aus Diktl war indeß nichts weiteres herauszubringen, und als er einige Schritte höher stieg und Rundschau hielt über die Gegend, mußte er sich selbst sagen, daß dies der größte Stein da herum sei, so weit sich's eben im Schnee erkennen ließ. Er gab sich also wohl oder übel zufrieden und forschte nun näher nach dem Platze, den sein Zettel so genau beschrieben hatte.

Er sagte sich die Worte bedächtig vor: „Beim Großen Stein auf dem Wiesinger Joch gradaus, kumst zum Hasenplatzl“ ... Gradaus? Das heißt wohl dem Wege nach. ... Nun wo aber das Hasenplatzl? „Diktl! Wo ist jetzt das Hasenplatzl?“ — „'s Hasenplatzl? Ja das könnt' ich

dir jetzt wohl nicht sagen, ich hab' mein Lebtag nie gejagert."

Hm, dachte sich Franz, einen Hasenstand kenn' ich selber heraus, und stieg auf's neue hinan und beschaute die Gegend: da war etliches Buschwerk und ein Thälchen zog sich hinab — hier konnten Schneehasen wohl vorkommen und war auch eben kein schlechter Stand zum Schuß. . . . Nur daß man den Ort da vor allen anderen das „Hasenplatzl" nennen sollte, begriff er nicht; und dann waren links und rechts beinahe dieselben Bodenverhältnisse, so daß er auch nicht wußte, ob, wenn er vom Steine grad aus gieng, das Hasenplatzl linker oder rechter Hand sei. . . .

Franz sagte: „Wo sind denn aber die Zirmbäume?" Denn darnach hoffte er sich zurecht zu finden. — „Zirmbäum'? Da heroben weiß ich kein' Zirm." — „Ja, g'rad auf dem Fleck nicht, Lümmel, aber da herum, in der Gegend müssen Zirm sein!" — „Da ist kein Zirm und weit herum triffst' kein' Zirm an. Mensch, das weiß ich dir genug zu sagen, da zahl' ich dir einen Gulden für jeden Ast, den du mir bringst von einem Zirm . . ." Diktl brummte noch fort, Franz ließ ihn brummen; er glaubte genug zu haben: es schien ihm plötzlich Gewißheit, daß der Zettel Betrug sei, grober, plumper Betrug!

Er zog ihn heraus aus der Tasche, wandte seinem Begleiter den Rücken und las. Da stand es aber, er täuschte sich nicht: „Beim großen Stein gradaus.. zum Hasenplatzl.. beim letzten Zirm" Er strengte sich an und schaute um sich, aber seine Augen blieben schwerfällig haften, sein Denken war lahm, er wußte kaum um sich selber: so drückte ihn das Gefühl der erlittenen Täuschung.

Eine Weile stand er so da, unbeweglich, das Papier in den Händen — da weckte ihn Diktl aus seiner Betäubung, indem er um einiges Essen bat. Franz entschuldigte sich wegen seiner Vergeßlichkeit, bot ihm das Fleisch, Brod und den Branntwein, alles, was er hatte, er solle nur nehmen, indeß er selber höher hinanstieg: war es nun einmal an dem, so wollte er keine Mühe scheuen und die ganze volle Gewißheit haben!

Aber je höher er stieg, je weiter er um sich sah, desto leichter und fester überzeugte er sich: keine Möglichkeit, daß hier ein Ort bestünde, wie seine Schrift ihn geschildert. Er riß den Zettel in Stücke, warf sie weg, trat sie in den Schnee und schalt sich Narren, daß er je solches geglaubt und nicht früher nachgedacht habe; „Narr, der größere, als der den Unsinn geschrieben". . . .

* * *

So mit sich selber grollend, kehrte er zögernd zu Diktl zurück, der sich's inzwischen gar wohl sein ließ. Vom Großen Stein hatte er den Schnee abgestreift, darunter war Moos, breit genug für Zwei zum Sitzen, und vor ihm ausgebreitet lagen Fleisch und Brod; die Flasche hielt er sorglich in Händen.

Auf seine Einladung, am Mahle theilzunehmen, setzte sich Franz, nahm aber nichts, sondern sah, die Arme zwischen den Beinen, stumm vor sich hin. Diktl ließ sich nicht irre machen im Essen und Trinken und schaute nur von Zeit zu Zeit und immer länger und neugieriger seinem sonderbaren Gesellen auf's Gesicht.

„Mein', jetzt wundert mich doch", platzte er endlich heraus, „was dich da herauf trieb. Bist schon doch etwa ein Schatzgräber!" — Franz stieß ein grelles Lachen aus. — „Ja, was weißt'", fuhr Diktl fort, „du würdest auch der erste nicht sein. O solche weiß ich wohl viele, die's Glück versucht haben und da herauf sind! Aber um Sonnenwend', weißt', jetzt ist kein' Zeit nicht zum Schatzgraben." — „Hör' mir auf", sagte Franz, „ich glaub' an den Unsinn!" — „Daß ich's glaub', ist just auch nicht gesagt, aber heißen thut's so, um Sonnenwend' wär's halt das Rechte; und das denk' ich wohl, wie wir noch g'hütet haben, daß

öfter zwei, drei heraufgekommen sind zu graben und hat's Einer den Andern nicht wissen lassen!"

Franz mußte lächeln: es that ihm wohl, daß er nicht der einzige Narr in der Welt war. Diktl aber gewahrte mit Freuden die augenblickliche Veränderung an seinem trübseligen Kameraden und wiederholte die Einladung, daß er mit ihm esse und trinke: der Schnaps sei besonders vortrefflich und thue dem Menschen nach diesen Strapazen so wohl. Da nahm endlich Franz einen Schluck und fieng auch langsam zu essen an.

Inzwischen war es auf dem Joche oben gar freundlich geworden. In feuchten Nebeln hatten sie den Aufstieg begonnen, je höher sie kamen, desto reiner und wärmer wurde die Luft, endlich sahen sie auf ein Meer von Wolken hinab, welche den Wald und das Thal bedeckten; unten schneite es vielleicht. In den oberen Luftschichten verzog sich allmählig das Gewölk, klar und freudig grüßten die Berge vom Zillerthale heraus, von unten herauf winkte der „Kaiser" und drüben das Kellerjoch. Jetzt brach auch die Sonne durch, und warm und freundlich war es, wie an einem guten Apriltage. Da fiengen die Vögel an sich zu rühren, die noch die obersten Baumgruppen bewohnten und flogen schwirrend daher auf die nächsten Lärchbäume.

Die Gimpel pfiffen, „Zizigänggäng" riefen die Spißmeisen — Franz warf den Spöttern Brosamen zu; es war ihm jetzt doch freier und leichter um's Herz, und eigentlich wohler als er sich selber gestehen mochte.

„Diktl", sagte er, „sind das nicht rechte Narren, die an's Schatzgraben denken?" — „Weiß nicht, ja, werden Narren schon d'runter sein. . . ." — „Allesammt Narren, Diktl! Was hätten sie, wenn sie was fänden als eine Handvoll Gold und einen Sackvoll Verdruß, und 's Dümmste ist, daß sie fischen in der Luft!" — „Weiß nit, ja, daß g'rad gar nichts umher wär', wollt' ich nicht sagen. Vom Sonnewendjoch haben's halt die Venediger fort, aber gewesen sein soll, daß sie's oft rein nicht ertragen haben. Nachher hätten sie's im Wiesingerjoch verworfen oder vergraben."

Franz stutzte: das warf ein Licht auf seinen Zettel! Von den Venediger Männlein, den klugen Kobolden, hatte er wie oft schon gehört, und daß sie vom Sonnewendjoch alles Gold mit sich fort hätten. Ha, wahrlich dieser Aberglaube war der Ursprung des Zettels und das närrische Männlein, der frühere Hausbesitzer, der und kein anderer hat ihn geschrieben! — — —

„Diktl“, sagte Franz, „jetzt geh'n wir abwärts.“ Der Andere machte große Augen; denn wozu Pickel und Schaufel mitnehmen, wenn es weiter nichts mehr zu thun gab? — Franz bemerkte das Erstaunen des Kameraden und faßte sich, so gut er's vermochte. „Nein, und jetzt muß ich dir's nur sagen, Diktl, warum wir herauf sind.“ Er zog ihn näher und flüsterte: „Weißt', ein' Zirmbaum hätt' ich gern g'habt, Zirmnüßlein könnt' ich brauchen für mein' Krummschnabel daheim, und wär' wohl auch nett so ein Bäuml vor mein' Haus! Darfst's aber nicht weiter sagen, Diktl! Man müßt' mich ja auslachen, weißt', wenn ich auf dem Wiesinger Joch Zirmbäum' suchen wollt'.“ Franz lachte und Diktl stimmte gern mit ein. Er für seine Person, er war es zufrieden: wie hätte er ein leichteres und einträglicheres Tagwerk haben können?

Aber ein pfiffiges Lächeln, das ihm den Mund umspielte, schien anzudeuten, daß er den Worten des Kameraden nicht so unbedingt glaubte, wie er denn auch auf dem Herunterwege den Faden der Schatzgräbergeschichten wieder aufnahm und eifrig weiter verfolgte. Nur ließ er jetzt die Geister aus dem Spiele, sprach vom Schwazer Bergwerk und der Menge des Silbers, die da noch zu finden

wäre; da und anderswo, wenn die „Herren“ nur Einsicht hätten und gehörig nachgraben ließen …

Unten angekommen, trennten sich die beiden in gutem Einvernehmen. Franz trat ohne Verzug den Heimweg an; denn es dunkelte schon, und leichte Flocken fielen, indeß der Mond ein spärliches Licht gab.

* * *

Und nun war er allein und konnte sich ungestört seinen Gedanken überlassen.

Welch' reicher Wechsel von Empfindungen an diesem Tage! Zuerst dies kühne Träumen, diese lebhafte Begier und gar die Sorge um die Verwendung des Goldes — dann diese Enttäuschung, diese lächerliche Zurückvermahnung an die Wirklichkeit! … Nun war es vorüber; er hatte theures Lehrgeld gegeben, doch auch die lustige Seite verkostet, von der sich einmal erzählen ließ …

Was ihn schmerzte, weßhalb er diesen Ausgang bedauerte, war der Gedanke an Burgl: sie schien verloren für ihn auf immer. Bald wird ein Reicher um sie werben, dem Vater wird er genehm sein, und Burgl, wie sie um des Vaters willen ihn ausgeschlagen, wird um des Vaters willen den Anderen nehmen …

Ob sie dabei glücklich wird? . . . Nun, mög' sie es werden! Doch einen besseren Gatten kann sie nicht finden, als er ihr zu sein gehofft! Wie hätt' er sie auf den Händen getragen, wie mit verdoppelter Kraft und erhöhter Lust seine Arbeit gethan, seine Pflichten erfüllt! Und wie wär' er glücklich geworden mit ihr! . . . Jetzt ist seine Hoffnung dahin, sein Muth gelähmt. Das ganze Dasein ist ihm verbittert! Ungeliebt soll er dahin leben! Als ein armer Schlucker das ewige Einerlei seines Tagwerks verrichten — arm und freudlos bis in die Tage eines beschwerlichen Alters, das er als siecher bettelarmer Pfründner beschließt! . . .

Eine Thräne schlich sich in's Auge, mit Gewalt ermannte er sich. Da stand er aber schon nahe an seinem Häuschen, die Schwestern brannten noch Licht, und drüben winkte, vom blassen Mondlicht erhellt, das Kreuzbild: er grüßte gewohnheitsmäßig — da fiel ihm wieder der Spruch ein:

„Sieh' Sünder, was ich gelitten für dich!
Was aber leidest du für mich?"

— — — — — — — —
— — — — — — — —





Der falsche Hunderter.

Es war am Abende nach dem Haller Markte. Der Grillenbauer vom Wattenberg war gut heimgekommen und saß mit seinen zwei Knechten um's Herdfeuer. Er hatte ein Paar Ochsen leidlich verkauft und erzählte von den neuen Zündhölzchen, von den neuen Gewehrkapseln und vom neuen Geld; denn die alten Banknoten wurden eben durch neue ersetzt.

„Hast du neue schon eingenommen?“ fragte der Tonl, der sein Schwesterkind war. — „Ei ja. Wollt' sie sehen, hm? . . .“

Der Bauer gieng in die Kammer und schloß die Truhe auf, wo er sein Geld hatte, und freute sich an der Brieftasche, die schon lang nicht mehr so gespickt gewesen war wie jetzt. „Ja, wenn's so blieb'!“ dachte er bei sich. „Aber nun sind wieder die Steuern zu zahlen und der Knecht, der um Georgi eingestanden, bekommt seinen Lohn, und so ist alleweil etwas...“ Und er seufzte ein wenig.

Der Grilleler war ja kein geldgieriger Mensch; im Gegentheile, Geldgeschäfte waren ihm immer zuwider, und er brauchte auch als Junggeselle für niemand zu sparen. Nur dem Tonl, seiner einzigen Schwester Kind, der ihm recht an's Herz gewachsen war, hätt' er gern was Ordentliches hinterlassen, und überdies, wenn er Geld genug hätte, könnt' er für sich selbst auch ein wenig besser sorgen.

Denn er war übel daran, der gute Bauer. Vor vielen Jahren hatte er sich durch einen Fall vom Kirschbaum am Hinterhaupte verletzt und litt in Folge dessen oft an Kopfweh und Gedächtnisschwäche; darum, so meinte er, wär's wohl das beste für ihn, er könnt' sich irgendwo einpfründen, wenn — ja wenn er das Geld dazu hätte; wenn der Tonl ihm etliche Tausend herausbezahlen könnte. Aber bis dahin! . . .

So weckte ihm die volle Brieftasche mehr trübe Gedanken als heitere, und als er wieder in die Küche trat, warf er sie wie sie war, mißmuthig fast, dem Tonl zu und zündete sich mit einem neuen Span seine Pfeife an.

„Darf ich schauen?" fragte Tonl zögernd. — „Genug, mein'twegen," war die Antwort; „gehören thut's so einmal dir, was übrig bleibt." — Und der Tonl nahm einen neuen Zehner und dann einen neuen Hunderter aus der Brieftasche, und zum anderen Knecht sagte er: „Darfst schon auch hersehen, Michel, giftig sind die Dinger nicht."

Die Burschen hatten in ihrem Leben nicht viele Hunderter in der Hand gehabt, und der neue Hunderter stach ihnen gewaltig in die Augen. — „Es ist wohl noch ein solcher drinnen", warf der Bauer hin und setzte sich auf die Bank zu den Anderen.

Nun hielten die Knechte jeder einen Hunderter in der Hand und sahen das Papier an, um das man sich dies und das, ein halbes Haus und einen ganzen Kram kaufen konnte, und bewunderten die Figuren, die feinen Schnörkel und den Wasserdruck; dann tauschten sie die Noten, und der Bauer wollte sie eben wieder in die Brieftasche thun, als Michel bemerkte: „Das ist aber jetzt ein anderer, als

den du hast." — „Ein Kaffeefleck, ist d'rauf," meinte der Bauer. — „Nein, andere Figuren sind's; laß sehen!" — Man verglich die Noten und fand sie in der That, von weitem ziemlich übereinstimmend, aber näher besehen grundverschieden.

„Ist denn das noch ein alter Hunderter, Vetter?" — „Pah," erwiderte unwirsch der Bauer, „die sind eingezogen seit Neujahr. Und ist ja auch funkelneu, siehst nicht?" — „Wohl, aber anders ist der .... Holla ein Tausender ist's," rief Michel. — „Heilig, ein Tausender," bestätigte Tonl; „siehst nicht, es sind ja drei Nullen hinter dem Einser und da, da steht's ja: Eintausend!"

Der Grillenbauer wußte nicht, wie ihm geschah; er glotzte die Noten an und versank in ein finsteres Brüten. — „Da ist Einer zu kurz gekommen," wagte Tonl zu sagen; „Ihr wohl nicht, aber ein Anderer." — „Dalk!" brauste der Bauer auf, „wer hat denn einmal von einem Tausender gehört?!" — „Ei wohl, Vetter, Tausender soll's schon geben." — „Aber nicht bei uns herinnen! Und den Zettel hab' ich vom Egger in Gnadenwald; der kennt etwa unser Geld nicht, der Fuchs, der Lump!" — „Vetter," sagte Tonl schüchtern, „wer Einem einen Tausender gibt für einen Hunderter, der betrügt wohl nur sich und nicht den

Anderen . . .“ — „Aber ein falscher ist’s, Tonl, hörst denn nicht? Für einen richtigen Hunderter hab’ ich ihn genommen“; und dem Grillenbauer stand das Weinen nahe.

Man besah noch einmal die Noten und rieth hin und her. Die Knechte waren nicht eben der Ansicht des Bauers, denn sie kannten ja auch seine Abneigung gegen den Egger, der ihn nicht ungern hänselte; aber was sich der Grilleler in den Kopf gesetzt hatte, das redete ihm kein Mensch mehr aus. Er blieb dabei: „Der Tausender ist ein falscher Hunderter, denn der Egger weiß, was er thut;“ er sah sich betrogen um sein sauer verdientes Geld und hatte eine bitterböse schlaflose Nacht.

* * *

Am anderen Morgen in aller Frühe gieng der Grillenbauer hinüber nach dem Gnadenwalde. Er traf den Egger, wie er eben mit seinen zwei Knechten im Stall war und aus seinem schönen Viehstand ein paar Stücklein aussuchte, die er noch einem Händler verkaufen wollte, der in Hall auf ihn wartete.

Polternd und stotternd brachte der Grilleler sein Anliegen vor: es sei Betrug, so oder so, ihm

einen unrechten Hunderter zu geben, und sogleich müsse er umgetauscht werden, oder er gehe zu Gericht!

Der Egger war entrüstet, vor seinen Knechten so beschimpft zu sein; denn auf seine Ehrenhaftigkeit hielt er nicht weniger, als auf seine Erfahrenheit in Handel und Wandel, um derentwillen er allgemein geschätzt war. Er lehnte die Forderung des Wattenbergers rund ab mit einem schneidigen Lachen, und erwiderte auf den Einwurf eines Knechtes, der den „unrechten Hunderter" inzwischen angesehen hatte, ob derselbe nicht doch ein Tausender wäre: dann möge ihn der Querkopf behalten; er für seine Person habe ihm nichts anderes gegeben als richtige Hunderter. Die Note auch nur anzusehen, lehnte er ab, nahm seinen Hut, riß die Thiere von der Krippe und trieb sie fort gegen Hall.

Der Grilleler stand da bleich und zitternd vor Erregung und hörte die Bemerkungen der Dienstleute: ihr Bauer sei ein ehrlicher Mann, Land auf, Land ab als solcher bekannt und verstehe sich auf's Geschäft wie keiner; der Hunderter werde eben ein echter Tausender sein — oder ein falscher, dann aber gewiß nicht von ihrem Bauer herrühren. — „Ich weiß wohl, von wem ich den

Zettel hab'," erwiderte der Wattenberger; „ich hab' meine Ochsen dem Egger verkauft, dem und sonst keinem," und begab sich ebenfalls nach Hall, um die Hilfe des Gerichtes in Anspruch zu nehmen.

Der Richter konnte nicht umhin, über den komischen Handel zu lächeln; denn komisch war er, wenn das Geld nicht falsch war. Er ließ den Egger ausforschen und hörte ihn an. Der Egger, stolz und trotzig, erklärte: „Gstreng' Herr! Das ganze Gericht kennt mich als ehrlichen Mann und weiß auch, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin. Ich hab' keinen Tausender in meiner Tasche gehabt, sondern zwei richtige Hunderter hab' ich ihm gegeben, und das kann ich beschwören." — Aber der Wattenberger erklärte sich ebenso zum Schwören bereit: daß es kein richtiger Hunderter sei, und er die Note von niemand anderem empfangen habe als vom Gnadenwalder.

Ja, meinte der Richter, ehe er in der Sache weiter gienge, müßte doch wohl untersucht werden, ob die Note falsch oder echt sei, und schickte sie zum Steuereinnehmer. Und der Steuereinnehmer erklärte sie nach einläßlicher Prüfung für echt.

„Nun," sagte der Richter, „bist du dessen sicher, daß du die Note vom Egger hast?" „Ich kann's

beschwören mit tausend Eiden," erwiderte der Wattenberger. — „Dann seid Ihr zu Schaden gekommen, Egger; nehmt die Note zurück und gebt dem ehrlichen Manne, was ihm gebührt."

„Ich hab' dem Wattenberger keinen Tausender geben können, weil ich gewiß weiß, daß ich keinen hatte", entgegnete der Gnadenwalder; „möglich wär's nur", setzte er nachdenkend und etwas kleinlaut hinzu, „daß ich ihn von dem Schweizer hätt', dem ich früher die scheckige Kalbin verkaufte.... Nun aber von mir aus, wie gesagt: wenn das Geld echt ist, soll's der Grilleler behalten, ich neid's ihm nicht."

Der Richter sagte: „Die Note scheint durch einen Verstoß in Eueren Besitz gekommen zu sein. Es gibt Großhändler auf dem Markte, bei denen Tausender schon zu finden sind; diese Ausländer kennen oft unser Geld nicht so genau, und bei den neuen Noten ist eine Verwechslung, in der Eile und beim Gedränge, überhaupt leicht möglich... Kennt Ihr den Händler, Egger, dem Ihr Eure Kalbin verkauftet?" — Nein, war die Antwort; derselbe sei damals zum erstenmal auf dem Markt gesehen worden.

„Nun, es handelt sich darum, den Verlustträger ausfindig zu machen. Hinterlegt jetzt die Note

beim Steueramte. Ich werde die Sache im Amtsblatte ausschreiben. Meldet sich binnen Jahr und Tag der Besitzer nicht, so bleibt die Note im Besitz des Wattenbergers, da Ihr, Egger, Euch weigert, sie zurückzunehmen ..." „Schon gut," unterbrach der Gnadenwalder. — Und damit war die Sache bis auf weiteres entschieden.

* * *

Kurze Zeit nach dieser Verhandlung erschien die Verlautbarung im „Tiroler Boten"; nach ein paar Monaten erschien sie zum zweiten-, nach einem halben Jahre zum drittenmal. Niemand meldete sich.

Der Richter konnte sich die Sache nicht anders erklären, als indem er annahm, daß in der That ein ausländischer Großhändler der Verlustträger sei, der die amtliche Kundmachung entweder nicht zu Gesicht bekam oder vielleicht den Abgang seines Geldes gar nicht bemerkte. — Das Jahr verstrich, und die Note war rechtlich verfallen.

Es war aber ein böses Jahr, das der Wattenberger da durchmachte. Erst fehlte ihm das Geld, die Steuer zu bezahlen; das streckte ihm Tonl aus dem seinigen vor. Aber wie weh das dem

Grillenbauer that, daß er Geld von demjenigen nehmen mußte, dem er selbst so gern Wohlthäter gewesen wäre! Er verschrieb ihm Haus und Hof für die armen hundert Gulden, die er entlehnte. — Und weiter wuchs, zugleich mit dieser Beschämung, sein Groll gegen den Egger von Tag zu Tag. Bald hielt er ihn jedes Bösen für fähig. Als der Steuereinnehmer von Hall plötzlich versetzt wurde, und man diesfalls allerlei munkelte, glaubte der Wattenberger, daß derselbe etwa vom Walder bestochen worden sei, damit er die strittige Banknote für echt erklärte, während sie in Wahrheit falsch sei. In diesem Gedanken kam ihm auch wohl die öffentliche Meinung entgegen, die am gefallenen Baum gern Holz klaubt, und ohnehin lieber annahm, daß der Tausender, um den sich niemand meldete, falsch sei statt echt.

„Aber was denn dann, wenn er doch echt wäre," fragte Tonl eines Tages. „Wie, was dann? Dann nehm' ich ihn erst nicht! Meinst du, was ein anderer verloren hat, darf ich behalten?" Der Tonl lächelte und meinte, er nähm' den Tausender lieber als einen Hunderter, denn verloren Gut, wenn sich niemand d'rum meldet, dürfe man allerdings behalten. „Dalk!" sagte der Bauer; „wenn das wahr wär', soll ihn der Egger

behalten! Aber siehst du's, der mag ihn nicht — siehst du's, daß das Ding nicht richtig ist!"

Ueber diesen Standpunkt war der Grillenbauer nicht hinauszubringen. Keine andere Meinung ließ er gelten, und bald durfte man überhaupt nicht mehr wagen, den Handel auch nur von fern zu berühren. Denn da er viel Verdruß damit hatte, auch wohl da und dort darüber aufgezogen wurde, empfand er jede Frage, die darauf hinaus wollte, jede leise Anspielung als Spott und Herausforderung. Dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, fehlte es ihm nicht daran; schier von jedem Kirchgange kam er verstimmt und gereizt nach Hause, und seine ohnehin gestörte Gesundheit litt merklich darunter. Jetzt noch mehr als früher hieng er seinem Lieblingsgedanken nach: wenn er sich einpfründen könnte! Bei seiner Schwester, der Wirthin, in der stillen freundlichen Hinterstube. Da wär' auch ein Doctor zur Hand, wenn was fehlte, und hätt' er keine Sorge mehr um das verd . . . . . Geld! Aber jetzt weniger als je konnte er an die Erfüllung seines Wunsches glauben, jetzt, wo er, statt dem Tonl sein Gut schuldenfrei zu überlassen, gar noch Geld von ihm ausgeborgt hatte!...

Tonl litt manches unter der bösen Stimmung des Vetters. Und Tonl hatte noch einen besonderen

Grund, das Vorgekommene zu bedauern. Er war von Anfang an als Anwalt des Eggerbauern aufgetreten und ließ nicht nach, so lang es angieng, ihm das Wort zu reden. Das entsprach so seiner Ueberzeugung; aber das entsprach vor allem auch seinem Wunsche, sich mit dem Vater derjenigen nicht zu entzweien, mit der er es sozusagen schon richtig hatte.

Denn des Egger's Resl, die und keine andere, hatte Tonl heimzuführen gehofft, wenn ihm einst der Vetter das Gut abtreten würde. Dahin war's freilich noch weit; aber er hatte doch daran denken und früher zuweilen sogar eine Andeutung wagen dürfen, die der Vetter nicht ungünstig hinnahm. Aber jetzt, wenn der Vetter gemerkt hätte, daß sein Tonl an die Tochter des Gnadenwalders dachte, des Schurken, des Betrügers, des Todfeindes, wie er ihn nannte!

Zwar die Gedanken giengen deßungeachtet ihre Wege, und die Hindernisse, die sich den jungen Leuten entgegenstellten, brachten denselben ihre Neigung erst zum Bewußtsein; ein Gruß, den die Bötin, dann die Nähterin, die auf die Stöhr kam, und einmal der Knecht überbrachten, hatte jetzt einen ganz anderen Klang, als früher: recht wie eine Versicherung wechselseitiger Treue. Nur sehen

konnten sich die beiden nicht mehr: der Grillenbauer überwachte eifersüchtig jeden Schritt seines Neffen.

Erst am Palmsonntag, rein-zufällig, traf man sich wieder. Es war in Hall bei der Palmenweihe; der Vetter, der damals bettlägerig war, hatte dem Tonl ein Geschäft übertragen müssen, und die Resl wollte am selbigen Tage nach Absam. Just beim Weihbrunnnehmen trafen sie sich und betraten zusammen den Kirchplatz und erzählten und klagten es sich, was sie lange in sich gedrückt.

Was denn ihr Vater dazu sage, fragte Tonl. „Er redet jetzt nicht mehr von der Sache," erwiderte Resl. „Aber gewurmt hat's ihn wohl lang, Tonl, daß man ihn vor den Knechten als einen Betrüger hinstellte, und er so in's Gerede kam. Sonst — gegen dich hat er nichts einzuwenden." Tonl meinte, ob er denn gar nicht dahinzubringen wäre, den Tausender zurückzunehmen ...? „Tonl, das kann er nicht. Wenn die Banknote wirklich echt ist, sagt' er, so hab' ich die Unehr'; wenn sie falsch ist, hab' ich die Unehr' und den Schaden dazu."

Während sie so redeten, trat der Gerichtsdiener auf Tonl zu und bat ihn, ob er ihm nicht den weiten Gang ersparen und eine Schrift, die er für den Vetter habe, an seiner statt übergeben wolle. Tonl willigte ein und öffnete, als der

Mann verschwunden war, das Papier. „Weißt',“ sagte er entschuldigend, „lesen muß ich's dem Vetter doch; jeden Brief gibt er mir immer.“

Das Schriftstück aber war, wie Tonl wohl ahnte, ein Erlaß des Bezirksgerichtes in Sachen des hinterlegten Tausenders: ‚Nachdem seit jener ersten Kundmachung im Amtsblatte Jahr und Tag verstrichen sei, und trotz mehrmaliger Ausschreibung niemand sich gemeldet habe, der den hinterlegten Tausender als sein Eigenthum beanspruche: so sei derselbe rechtlich dem Grillenbauer in Wattenberg zugefallen und könne nach Erlag der Gerichtsspesen beim Steueramt Hall in Empfang genommen werden.‘

„Da hast's jetzt,“ sagte Tonl verdrossen, „jetzt gerathen sie auf's neue hintereinander . . .!“ Aber plötzlich griff er an's Ohr, als wäre ihm Rath geworden. „Resl,“ sagte er, „ist der Vater heut' Nachmittag daheim? . . . Und du gehst nach Absam, sagst du? . . . Gut,“ fuhr er nachdenklich weiter, „sag's nur der Muttergottes recht kräftig, Reserl! Ich will jetzt mit deinem Vater ein Wort reden; jetzt oder nie!“ . . . Und kurz entschlossen reichte er ihr die Hand und wandte sich und war auf dem Weg nach dem Gnadenwald.

* * *

Spät am Abend, als Tonl nach Hause kam, trug er den Kopf hoch aufgerichtet, und seine Augen leuchteten Freude und Zuversicht. Der Vetter, der auf der Ofenbank ihn erwartete, sah ihn an wie das Alter die Jugend, wie der Gebrochene den Lebensfrohen ansieht, und doch wieder mit den Augen eines Vaters. „Ist's dir gut gegangen, Tonl?" fragte er. — „Gut, Vetter, und ich bring' gute Neuigkeiten."

Der Kränkliche zeigte wenig Theilnahme. Tonl hielt inne, legte seine Joppe ab und setzte sich zu ihm. Dann holte er weit aus: „Ist immer eine schöne Feier, die Palmweih', und in der Haller Pfarrkirche machen sie's gar schön ... Wollt Ihr in der Charwoche nicht zum Land hinabgehen, Vetter? Ihr könntet dann täglich in die Kirche — ich will schon arbeiten, für Euch auch."

Der Alte seufzte. „Ja, wenn's zu dem käm', Tonl, daß ich einmal für beständig zur Schwester hinabziehen könnt'!"...

„Wer weiß, Vetter! Vom Haller Gericht hab' ich den Bescheid in der Tasche: den falschen Hunderter, der ein echter Tausender ist, könnt' Ihr abholen beim Steueramt, jede Stunde, wann's Euch beliebt...."

Da färbte sich der Bauer aschfarb und richtete sich auf und schrie: „Ich nicht, Bub'! Soll ihn nehmen, wem er gehört!"

„Vetter," sagte Tonl, ohne sonderlich überrascht zu sein, „Vetter, ist das Euer letztes Wort?"

„Mein letztes, Bub', und du red' mir nicht weiter!"

„Gut, Vetter, daß ich das weiß. Und jetzt seht nur nicht so zornig d'rein, Vetter! Ich weiß, was ich Euch jetzt sag', wird Euch freuen." — Der Alte rührte sich nicht und sah nur finster in eine Ecke.

„Vetter," hub der Tonl wieder, mit gar weicher Stimme an, „jetzt in der Charwoche wär's doch Zeit, daß wir den alten Haß abthäten und einander etwas verziehen" ...

Der Alte seufzte tief auf. Tonl fuhr fort: „Und der Egger, schaut, wär' bereit dazu" ...

„Zu was?" entgegnete heftig der Bauer. „Er soll den Tausender nehmen, der ihm gehört, und ich will meinen Hunderter haben!" — „Ei ja wohl, Vetter, das thut er, das geschieht; nur halt g'rad abbitten müßt Ihr's ihm, daß Ihr ihn einen Betrüger geheißen habt vor den Knechten."

„Werd' ich das etwa nicht, wenn er seinen Zettel zurücknimmt?"

Des Alten Stimme zitterte, eine tiefe Bewegung gieng in ihm vor.

Tonl rückte näher. „Vetter," sagte er zuversichtlicher, „dann ist ja alles gut, seh't, dann seid Ihr beide versöhnt, und nur noch Ein Häkchen hat's, Vetter ... aber das thut Ihr dann mir zulieb, Vetter, wenn ich Euch bitte ...."

„Tonl, wenn ich's kann, dir wohl, dir."

„Die Resl müßt Ihr mir lassen, Vetter!"

Eine Pause entstand. — „'s Egger's Resl? Ist ja ein kreuzbraves Mädel, die! Wann hätt' ich was dagegen g'sagt? — Aber heiraten kannst halt noch nicht."

Wer weiß, Vetter, wer weiß," jubelte Tonl. „Habt Ihr nicht gesagt, vier Tausend müßtet Ihr haben, daß Ihr mir das Gut gäbet und Euch einpfründen thätet? Also: ein Tausend hab' ich mir erspart, und zwei hat der Egger seiner Resl zur Aussteuer zugesagt" —

„Sind erst drei, Tonl" ...

„Und Eueren Tausender, hat mir der Egger versprochen, will er dazulegen, sind vier. Und da müßt Ihr aber jetzt beistimmen, sagt der Egger, sonst nimmt er den Tausender auch nicht zurück, und es bleibt wie es war, und Ihr könnt Euch

nicht einpfründen, und mit meinem Heiraten ist's auch nichts. Jetzt wißt Ihr's, wie's steht!"

Mit verhaltenem Athem horchte Tonl der Antwort.

„Ja, hast du gar schon mit dem Egger geredet, und ist das sein Ernst, was du sagst?"

„Sein Ernst, Vetter, und es kommt jetzt nur noch auf Euch an."

Der Alte schwieg und verbarg sein Gesicht in die Hände. — „Vetter," bat Tonl flehend, „Vetter, o sagt doch Ja, o seid nicht dawider . . .!"

Da wischte sich der Grillenbauer eine Thräne vom Auge. „Dawider sein,"" sagte er, „dawider sein, Dalk! Wenn's mir der Herrgott gibt, um was ich alleweil gebetet hab'? Daß ich mit dem Egger ein's werd' und dir's Gütl übergeben kann und einmal mir selber leben darf und keine Sorge haben um's Geld! . . . . Heut' die erste Nacht werd' ich wieder ruhig schlafen. Die Geldsorgen hätten mich gar schier in's Grab gebracht!" —

Eine rasche Veränderung gieng von da ab mit dem Alten vor sich: er wurde wieder ruhig und heiter und erstarkte zusehends von Tag zu Tag. Dem Egger leistete er Abbitte noch vor den Oster-tagen, und bei der Hochzeit des Tonl, die bald

darauf stattfand, saßen die früheren Gegner freundlich und vergnügt nebeneinander; verschmerzt und verziehen war alles.

„Na, daß ich aber dein' Tausender der Resl 'geben hätt'," sagte der Egger mit seiner schlauesten Miene, „das darfst etwa nicht glauben! Weißt, den deinigen behalt' ich mir auf, so lang' als ich kann, denn das ist ein rarer: der hat mei' Resl unter die Hauben bracht, der falsche!" ...





Eine Klostergeschichte und keine.

Auch die folgende Erzählung verdanke ich der Mittheilung meiner alten Tante; sie berührt ihre eigene Geschichte.

Die lebhafte Frau sah sich nicht selten zu einer Erzählung veranlaßt, um ein Sprichwort, das sie zufällig gebraucht, zu bekräftigen, einen Satz, den sie hingeworfen hatte, zu er-

läutern. So war eines Tages die Rede davon, daß eine entfernte Verwandte, ein vielversprechendes Mädchen, die Absicht habe, in ein Kloster zu gehen; darüber zeigte die alte Frau wenig Freude, denn der Verlust gieng ihr persönlich nahe. Sie mochte aber auch nicht dawider reden und versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Wie Gott will," sagte sie; „aber es kommt am Ende nicht Alles darauf an, wer man gewesen ist, sondern wie... Und weißt' (hat meine Schwägerin einmal gesagt) was rechte Weltleute sind, die können schon auch ein Stück Klosterleben mitmachen; wie war's mit meinem Elias, denk'!"

So war die Erzählung in Fluß gerathen. —

„Der Elias stand im letzten Jahre der Philosophie; sein Vater meinte, er würde Jurist werden. Da auf einmal, in den Weihnachtsferien, sagte er ihnen, er wolle Kapuziner werden; der Brief an den Provinzial sei schon abgegangen. Kannst dir denken, die Ueberraschung! Die Mutter hätte es schon gerne gesehen, daß er Geistlicher geworden wäre, Weltgeistlicher — aber nun gar Kapuziner! Die härene Kutte, das viele Fasten und das Chorbeten bei Nacht — der Elias war ja gar nicht so kräftig — da mußte ihr wohl das Erbarmen kommen. Und der Vater war voller Unwillen:

warum er denn gerade in der Sache so heimlich gethan habe, als ob er sich hätte fürchten müssen vor den eigenen Eltern!

Mein Elias aber blieb hübsch still in seinem Stüblein und wartete nur die Antwort des Provinzials ab. Denn daß man ihn aufnehmen würde, daran zweifelte niemand; er war ein guter Student, mußt du wissen, und etwa einer, dem man sein Lebtag nichts nachsagen konnte! Aber sieh' da, er wartete täglich vergebens: der Provinzial ließ nichts von sich hören. Der Elias forschte nach, ob sein Gesuch wohl richtig bestellt wurde; das schon, aber Antwort kam keine.

„Nun," sagte der Vater, „keine Antwort ist auch eine, jetzt weißt du's, wie du daran bist," und rieth ihm, doch das Jus zu versuchen. Also gieng der Elias in Gottes Namen wieder nach Innsbruck und studirte das Jus; prakticierte hernach eine Weile in Schönberg, wo der Herr Vetter von Stolz damals Landrichter war, und endlich, wie der Josef, der Aelteste, sich nach Zirl verheirathete, übernahm er das Anwesen und wurde Postmeister. Den Eltern war es so recht, und dem Elias war wenigstens das Kapuzinerwerden verleidet; denn daß sie ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt hatten, das wurmte ihn gewaltig.

Sonst aber hatte es noch immer nicht ganz das richtige mit ihm. Die Tage giengen ihm schnell dahin, denn es gab Arbeit genug und er hatte sich in die Arbeit eingelebt; aber er zählte bald dreißig Jahre, es war Zeit, daß er an's Heirathen dachte, und vom Heirathen wollte er immer nichts wissen. Die Eltern machten allerhand Pläne für ihn, und der Vater brachte ihm zuletzt eine in Vorschlag, gegen die man eigentlich wohl nichts einwenden konnte. Sie war eine Bruneckerin und hatte in Schönberg kochen gelernt; sauber und brav, aus gutem Hause natürlich, und hübsch vermögend. Wohl, die Babette hätt' können eine prächtige Postmeisterin werden. Aber der Elias wollte nichts wissen; von der just weniger als von jeder anderen. Die Eltern meinten, er thue nur immer nicht, was *sie* wollten und wären begierig, ob, was *er* dann einmal thäte, auch *ihnen* recht wäre.

Dem Elias aber, weißt du, war's gerade jetzt am allerwenigsten um's Heirathen zu thun, wo die Crescenz, seine Schwester, in's Kloster gieng; das liebste von seinen Geschwistern, wie er oft sagte. Ja, das war wohl eine, zu gut für die Welt, bildsauber und dabei ein prächtiges Köpflein! Ich bin mit ihr in Brixen zusammen gewesen, und mich

hat sie besonders lieb gehabt, obwohl ich um Vieles jünger war; meint' auch immer, ich sollte mit ihr in's Kloster gehen, denn sie hatte schon damals nichts anderes im Sinn. Aber da kam sie wohl nicht zur rechten: lieber ein Jahr länger im Fegfeuer, sagte ich, als mein Lebtag im Kloster — mein, wie junge Dinger halt so daher reden! Deßwegen mußt ich ihr doch Kranzljungfer werden bei ihrer Einkleidung. Schon zu Allerheiligen schrieb sie mir, daß ich mich bereit halte, um Lichtmeß nach Bruneck zu kommen; es sei jetzt bestimmt. Und ich schlug's ihr natürlich nicht ab.

Dem Elias aber, wie gesagt, gieng es recht nahe, daß er seine liebe Schwester so für immer verlieren sollte und dachte wohl etwa auch wieder daran, warum gerade er es nicht dahin bringen konnte, wo sie ihr Glück suchte, warum der Herrgott just von ihm das Opfer nicht annahm! Und besonders grämte ihn jetzt, daß sie ihm gar noch das Abschiednehmen von ihr verleiden wollten. Er sollte freilich mit nach Bruneck kommen zur Einkleidung, das wünschten die Eltern und redeten ihm sogar alle Tage davon; aber der Hintergedanke war, daß sie ihn dort mit der schönen Babette zusammenbrächten. Das merkte der Elias und hatte sich deshalb vorgenommen, nach Bruneck gehe er nicht;

mag kommen was will, er geht nicht. Jetzt denk' dir aber, das wär' ein schöner Verdruß geworden, bei den Eltern und bei der Crescentia, und erst sich selber hätt' er am meisten wehe gethan — du wirst schon hören! Gott sei Dank, es hat noch zur rechten Zeit eine Wendung genommen, und das auf der Fuchsjagd.

So um Dreikönig herum geht er eines Tages auf die Fuchsjagd. Es war grimmig kalt, und der Vater meinte, er müsse sich wärmer anziehen; er solle nachsehen droben in der Kammer, ob der alte Pelz noch zu brauchen wäre. Der Elias also holt sich den Pelz, der weiß wie lange im Kasten gelegen hatte, und geht hinaus auf den Anstand; mußt' lange anstehen und kriegte kalt genug mitsammt seinem Pelz. Jetzt aber, wie er so dasteht, die Büchse unter'm Arm, den Ellenbogen angedrückt, spürt er ein Papier in der Rocktasche, greift hinein in den Pelz und zieht das Papier heraus. Es war ein Brief und war noch das Siegel daran, gar noch uneröffnet, und der Brief trug seine Adresse: „Elias junior“; er war wirklich an ihn. Aber von wem? Nun rathe! Vom Kapuziner-Provinzial! Der schreibt ihm: „Wenn Sie Ihren Entschluß, in den heiligen Orden zu treten, vor Gott und in guter Absicht gefaßt haben, Sie sollen

uns herzlich willkommen sein;“ so und so weiter, und datiert war der Brief just vom Dreikönigentage vor zwölf Jahren!

Jetzt hat der Fuchs wohl seine Ruthe gezeigt, aber mein Elias hat ihn ziehen lassen. Denn, was meinst du, wie ihm zu Muthe war! Sein erster Gedanke war: man hat ihm den Brief unterschlagen; — wer? So was vom Vater zu denken, kam ihm wie Sünde vor. Er wird ihn eher vergessen haben. Vergessen — also ein Zufall! Zufall, daß er jetzt Postmeister ist statt Kapuziner, statt vielleicht Missionär oder Prediger oder — Beichtvater in Bruneck ... Es kam ihm vor, als wär' ihm Gewalt angethan worden; denn so war es sein freier Wille nicht. Allerlei Gedanken fuhren ihm in den Kopf, aufgeregt und hochroth wie von einer Heumahd kam er endlich nach Hause. Als der Vater nach dem Fuchs fragte, bedeutete er ihm, daß er anderes mit ihm zu sprechen hätte, und sie giengen in die obere Stube.

Und jetzt gib Acht. Der Vater nahm am Schreibtische Platz, der Elias nebenan auf dem Kanapée; saß da eine Weile und suchte nach Worten, zog endlich seinen Brief hervor und übergab ihn, ohne etwas zu sagen, dem Vater. Der Vater las und erschrak heftig, sah den Elias an und wieder

den Brief an und meinte nicht anders, als der Sohn, auf den er so viel Hoffnungen gesetzt, der ihm die Stütze seines Alters, den Geschwistern ein zweiter Vater geworden war, er wolle jetzt Kapuziner werden, er habe seinen alten Plan wieder aufgenommen! Denn da stand es ja schwarz auf weiß — er war bereits aufgenommen, das ist die Handschrift des Provinzials! Das Datum beachtete er nicht.

Mein Elias nun, wie er den Vater so bestürzt und bekümmert sah, erschrak selber beinahe vor dem Gedanken, daß er jetzt noch sollte Kapuziner werden. Jetzt Kapuziner werden als Postmeister — nein, das war ihm wahrhaftig nicht eingefallen, im Traume nicht!

Und er hielt Einkehr bei sich: war er denn eigentlich unzufrieden mit seiner Lage? Er arbeitete doch gerne und hatte zu essen — was wollte er mehr? Was hatte er für eine Ursache, den Hergang so zu bedauern, Gott und die Welt darum anzuklagen, statt Gott zu danken, daß es so gekommen und nicht anders? .... Ueber diesen Gedanken ward ihm auf einmal leicht und wohler um's Herz, und bracht's sogar über sich, dem Vater einen Schabernack zu spielen.

Denn wie der Vater nun meinte, daß er wirklich

der Welt Valet sagen wolle, da redete mein Elias kein Wörtlein dagegen, so daß der Alte immer unruhiger wurde und anfieng Gewissensbisse zu spüren und zuletzt sagte: „Elias, wenn dich etwa das in's Kloster treibt, daß du die Bruneckerin heirathen sollst, so will ich nichts weiter gesagt haben. Wir hätten es gerne gesehen, die Mutter und ich, und haben's gewiß nur gut gemeint; aber nöthigen wollen wir dich beileibe nicht. Thu' was du willst, Elias, es ist deine Sache!" — Da sagte er endlich, der Schalk: „Gut, Vater, wenn das der Fall ist ... Hab' ich also Ihr Versprechen, daß Sie mich mit dem Heirathen in Ruhe lassen? Hand darauf!" Und der Vater gab ihm sein heiliges Ehrenwort. „Nun, und jetzt will ich Ihnen aber sagen, Vater, wie die Sache sich eigentlich verhält: — da schauen Sie doch die Jahrzahl an in dem Briefe!" ...

Jetzt klärte sich freilich Alles auf, zur Freude und Zufriedenheit des Vaters, der sich dann auch dunkel zu entsinnen vermeinte, wie ihm, als er das letztemal den Pelz anhatte, ein Postknecht den Brief übergeben, den er in der Eile zu sich gesteckt und im Drange eines Geschäftes (der Kronprinz von Baiern war, glaube ich, angesagt) richtig vergessen hatte. So hat sich das Räthsel gelöst,

warum der Elias nicht zu den Kapuzinern aufgenommen wurde, und er war jetzt zufriedener als vorher, denn er merkte selber, daß es ihm besser sei so als anders; und wenn er jetzt zur Einkleidung nach Bruneck gieng, so hatte er auch nichts weiter zu fürchten.

Also gieng er dann auch richtig nach Bruneck, und schau', in Bruneck, da hat sich das Wie und und Warum erst gezeigt, und ist die Geschichte eigentlich erst zum Abschluß gekommen; denn was sein soll, geschieht, man muß dem Herrgott nur Zeit lassen.

Sie kamen mit Extrapost daher gefahren, die ganze Schönberger Verwandtschaft; im ersten Wagen der Herr Vater, der Elias und die Schwägerin Clara. Die Clara (die ich auch von den Englischen aus kannte) sollte mit mir Kranzljungfrau sein, ich hatte sie schon erwartet. Wie ich aber zum Wagenschlag laufe und öffne, denk', wär ich bald dem Elias um den Hals gefallen, der sich dessen ja nicht enttraute! Wir schauten einander an, es war das erstemal, daß wir uns sahen, und mußten allebeide lachen — halt gleich wie alte Bekannte! Dann bei der Tafel setzten sie ihm wohl die schöne Babette an die Seite; aber er kam an's Eck zu sitzen, und ich war das äußerste von der anderen

Seite; und kurz und gut, was brauch' ich da viel zu erzählen, vor der Abreise sagte er zur Schwester Crescentia, sie solle mich ausforschen, ob ich ihn heirathen wolle, er sei es entschieden. So schnell ist die Sache gegangen!

Die Klosterfrau freilich übernahm den Auftrag nicht gerne, aber ich hab' es ihr leicht genug gemacht; wenn mein Herr Vater, sagte ich, und seine Eltern nichts dawider hätten, ich wüßte mir keinen besseren Mann zu kriegen, als den Elias, das mög' sie ihm nur mittheilen. Und dann bedankte ich mich bei ihr für die liebe Botschaft, und daß sie mich statt in's Kloster, vielmehr dem heiligen Ehestand zugeführt hätte; das ließ' ich mir wohl gefallen, sagte ich, hätt's gar nicht gedacht von ihr!...

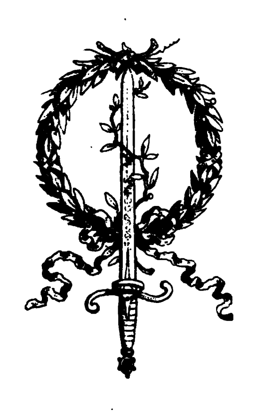
Nun, und damals war's dann, daß sie mir sagte: „Annele," sagte sie, „ich zweifle nicht, daß es zum guten Ende führen wird; denn ein Stück Klosterleben können die Weltleute, was die rechten sind, schon auch mitmachen, und bei unserer letzten Einkleidung dann hoff' ich dich noch als Mitschwester zu finden."

Ja mein, wie oft hab' ich an die Crescentia gedacht, wenn's mir hart fiel, mein Köpflein zu brechen oder mich mehr als jeder Dienstbote zu fügen und zu ducken, wie eine Hausfrau wohl oft

muß, oder in mancherlei Geldsorgen: — thu's im Gehorsam, dacht' ich mir, trag's in der Armuth! Die einen verloben's und mehr erproben's; geschenkt kriegt den Himmel halt Niemand.

Die kleinen Kinderlein etwa ausgenommen, und die, wer weiß... Schau', ich hab' einmal so ein Häuterlein aus der Taufe heben müssen, das war drei Stunden alt, als es starb, und hat ihm weiter nichts gefehlt; aber es ist mir vorgekommen, dem hätt' seine Mutter den Himmel verdient, denn was hat das arme Weib ausgestanden!

Nein, umsonst ist der Himmel für Niemand"...





Am Vorabende von Maria Himmelfahrt war im Wallfahrtsorte Trens viel Volk zusammengeströmt; kein Platz zum Nächtigen mehr weder in Gasthäusern noch in den Scheunen. Als spät am Abende ein junger Bauersmann mit seinem Weibe daherkam, räumte ihnen um Gottes willen der Meßner sein eigenes Bett und Stübchen ein und lagerte auswärts. Die Leute erbarmten ihm zu sehr; sie waren über's Joch gekommen, von Pens oder Sarnthal, und führten einen Korb mit sich, in demselben ein Kindlein, das krank war. Der weite Weg hatte sie völlig erschöpft.

Man gab ihnen Suppe und Wein; sie nahmen wenig und suchten frühe das Bett. Aber die ganze Nacht stöhnte und wimmerte das Kleine; immer

wieder war eines der Eltern aufgestanden und trug es abwechselnd in der Kammer auf und nieder. Am frühsten Morgen, noch ehe die Kirche geöffnet war, standen sie davor und harrten auf Einlaß. „Moidele, willst aber a stat sein, Moidele?“ *) fragte besorgt der Vater. „Will .... Himmelmutter,“ lallte das Kind.

Sie traten in die Gnadenkapelle, stellten den Korb zwischen sich und warteten, bis der Geistliche kam, ihre Beichte zu hören. Der Vater achtete des Kindes, das sich gar stille hielt; die Mutter hatte all' ihr Trachten auf die Beichte gerichtet.

Sie wollte nicht umsonst diese Reise unternommen haben; sie wollte Trost, sie mußte Rettung suchen und finden. Alles wollte sie dem Geistlichen entdecken; daß sie es oft an Geduld fehlen ließ und an Vertrauen zu Gott; daß es in ihrem Herzen manchmal kochte und gährte, als ob es zerspringen müßte; daß sie dem Fleische und dem Dämon nicht kräftiger entgegentrat. Was Sünde an ihr war, sie wollte es abthun; sie wollte sich Gott anheimstellen, daß Er strafe an ihr, was sie gefehlt, und endlich dem Untergange wehre, der sie alle bedrohte ...

*) Moidele (Diminutiv von Maria), willst du aber auch ruhig sein?

Wenn sie zurückdachte — wie schwer hat Gott sie geprüft! In blühender Jugend war sie ihrem Jakl auf das kleine Berggütlein gefolgt; wer war glücklicher, auch wenn sie arm waren, als sie beide! Besonders als die Kinder kamen. Da starb das Büblein an einer Halskrankheit; der Tod hat es recht eigentlich erwürgt. Die alte Mutter starb, die ihnen im Hause noch so nützlich war, und das Moidele erkrankte an Gehirnentzündung; dann in Folge davon an beiden Augen, dann bald an allen Gliedern. Und die Krankheit dauert jetzt in's dritte Jahr. Keine Hilfe bei allen Aerzten, bei Allen, die sie um Hilfe angiengen. Welche Wege unternahmen sie nicht für das Kind! Welche Opfer brachten sie für dasselbe! Der ganze Sparpfennig gieng ihnen darauf, vor wenig Wochen haben sie eine Kuh verkaufen müssen. Immer rückwärts geht es mit Haus und Feld; ihre Kräfte, durch Nachtwachen geschwächt, gehören dem Kinde, weiter reichen sie kaum mehr. Wohin soll es kommen mit ihnen! . . .

Der Geistliche hatte sich in den Beichtstuhl begeben, die Bäuerin folgte ihm. Sie war die erste von den vielen, die seiner harrten. Lange sprach sie zu ihm, lang währte der Zuspruch des greisen Priesters. Als sie den Beichtstuhl verlassen, kniete

sie nieder in die Bank und hielt ihr Gesicht bedeckt. Jakl gieng jetzt zur Beichte und empfahl ihr, inzwischen des Kindes zu achten. Sie sah nicht auf. Regungslos kniete sie da, indeß immer mehr Leute die Kapelle füllten. Die Leute im Kirchenstuhle drängten sich, da erwachte die Bäuerin und sah sich nach ihrem Manne um; er kniete wieder neben ihr. Sie flüsterte ihm in's Ohr: „Mier müaße nit grod lei um's Kindl betten, hot er gsagg, Alls grod wia Gott will." *)

Er sah sie bekümmert an und nickte zustimmend; da flossen Thränen unter ihren Händen, und unterdrücktes Schluchzen schüttelte sie krampfhaft. Die Leute wandten, von Mitleid gerührt, die Blicke auf sie, Jakl, wie um den neugierigen Augen zu entgehen, beugte sich über das Kind und reichte ihm das Fläschchen mit Milch. Es wollte nicht; aber ruhig sah es ihn an und schloß dann die Augen.

Die Messe begann. In der Kapelle brannten viel Lichter, der Altar trug seinen schönsten Schmuck, die Statue der Gottesmutter ihr bestes Kleid. Ein alter Wallfahrer begann den Rosenkranz zu beten. Alles betete nach, auch Marianna. Aber alle Bitten des Vaterunser zerflossen ihr immer in die Eine,

*) Wir müssen nicht gerade nur um das Kind beten, hat er (der Geistliche) gesagt, (sondern) Alles gerade wie Gott will.

die sie laut mitsprach: „Dein Wille geschehe,“ und dem Gruße des Engels ließ sie öfter die Worte folgen: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.“ Jakl wurde unruhig über das ungewohnte Benehmen seines Weibes, er dachte, daß es gut wäre, bald zu einem Frühstück zu kommen und beschloß, nach der Messe die Kirche zu verlassen.

Die heilige Handlung war vorüber, die Kommunion ertheilt. Draußen im Hauptschiffe der Kirche rüstete man zum Hochamte, welchem heute die Ceremonie der Blumenweihe vorhergieng. Jede Hausmutter hatte Blumen und Kräuter mitgebracht, die der Priester betend mit geweihtem Wasser besprengte; Blumen hatten nach der Jungfrau Himmelfahrt Ihr leeres Grab geziert. Wenige Beter waren noch in der Gnadenkapelle, Jakl gab seinem Weibe das Zeichen zum Aufbruch.

Da beugte sich Marianna langsam über das Kind hin und sah es ganz nahe betrachtend an: einen Blick auf sein leidendes Auge, auf die gefältelte Stirne des Märterleins, noch einen auf sein liebes Mündchen! Und sie nahm es auf und stellte den Korb vor sich auf die Stufe des Altars, wo sie hinkniete nach Sitte der Wallfahrer, die, ehe sie die heilige Stätte verlassen, noch eine Weile in nächster Nähe des Gnadenbildes zu knien pflegen.

Da kniete die arme Bäuerin, den Blick zur Madonna gerichtet; ihre Lippen bewegten sich, die Hände schlangen und preßten sich in einander. Jakl hörte sie flüstern, ihre Worte wurden lauter und auffällig; er trat hinzu, um sie der Neugier der Leute zu entrücken, die wieder die Kapelle zu füllen begannen und einzeln dem Altare sich näherten, ihn mit den geweihten Blumen zu schmücken. Marianna sah ihn nicht; sie fühlte nicht, daß er die Hand auf ihre Schulter gelegt, sondern plötzlich rief sie laut, stoßweise, aus: „Helfa, Muetter, helfa muaßt! Mier dermachens laigger niemer!“ *)

Ein Zucken des Erbarmens gieng durch die Anwesenden, sie blickten die Beterin an, sahen fragend einander an — dem Bauersmann ward heiß zu Muthe aus Scham vor den Leuten, aus Mitgefühl mit seinem Weibe. Er gedachte dem Auftritte rasch ein Ende zu bereiten und faßte den Korb, um mit Kind und Mutter die Kirche zu verlassen. Da kam ihm das Kind wie verändert vor, er erschrak; er griff ihm an die Stirne, sie schien kalt; er legte den Finger an den Mund, kein Hauch entströmt ihm — das Kind war todt.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief der Bauer und

*) Helfen mußt Du, wir vermögen es beinahe gar nicht mehr.

sank durchschauert in's Knie. Die Umstehenden drängten herbei, man überzeugte sich von dem Tode des Kindes.

Marianna vernahm, was geschehen, sie bewegte sich nicht. Aufrecht wie vorhin kniete sie da, den Blick zur Madonna gerichtet; nur eine tiefe Röthe hatte ihr Gesicht übergossen. Nach einer Weile, ohne sich umzusehen, sagte sie langsam: „Helfet ins danka!" Und selber begann sie: „Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir." Alle beteten mit, und wie das Rauschen eines frisch erbohrten Quells tönte es hervor und mischte sich draußen mit den Klängen der Orgel.

Marianna erhob sich zuerst und langte nach dem Kinde. Umstehende Frauen reichten Blumen dar und zierten die kleine Leiche; das Körblein ward zum Blumenkorbe und schmückte die Mensa des Altars.

* * *

Und so ward das Ereignis auch im Bilde dargestellt, das die Eltern ex voto stifteten: auf der Mensa das todte Kind im blumengeschmückten Körblein, anzusehen wie Moses im Binsenkorbe; darüber freundlich niederblickend die Madonna mit dem Jesusknaben. Und folgende Schrift unter dem Bilde:

Jakob und Marianna .... Bauersleute in ...
Gott und der Muttergottes
Zur schuldigen Danksagung. Anno 18 . .

Schöne Blumen können wir nicht pringen
Aber ein Vergismeinnicht,
Ach, das letzte, was wir haben,
Und Maria du verschmähst es nicht.

Nimmst es hin das liebe Kindlein
Nach dem harten Lebenslauf,
Und an deinem Mutterherzen
Blüht es Neu zur schönsten Blume auf.

Wir biten um ein seliges Absterben
und fröhliches Widersehen im himmlischen Reiche.

EX VOTO.





Die beiden Freunde.

Der eine der beiden Freunde, zugleich der Gewährsmann unserer Erzählung, war zur Zeit Kurat in Großwies, einem jener unwirthlich rauhen, weltentlegenen Posten, auf welchen die Seelsorger (wahre Pionniere der Cultur) die Mahnung „Allen Alles zu

werden' im vollsten Umfange erfüllen können. Gewöhnlich werden diese Priester schon nach einem Aufenthalte von wenigen Jahren an andere Plätze versetzt; unser Kurat dagegen — es hieng dies mit eigenen Verhältnissen zusammen — war bereits das zehnte Jahr in dem gefürchteten Großwies. Die Welt — außer seiner kleinen, ganze 109 Köpfe zählenden Gemeinde — war für ihn kaum noch vorhanden, besonders in den sieben oder acht Monaten des Jahres, in welchen Schneemassen, frisch gefallene oder noch immer nicht geschmolzene, den Zugang des Thales sehr erschwerten, wo nicht völlig sperrten. Es mochte dann zwei Wochen und darüber dauern, ehe wieder ein Schlitten Durchgang fand oder ein rüstiger Fußgänger sich Weg zu bahnen vermochte. Die Post, welche die Thalbötin besorgte, blieb ebenso lange aus. Was konnte sich in der Welt nicht Alles ereignet haben, bis man in Großwies davon Kenntnis erhielt! —

An einem Thomastage, nach langer Unterbrechung wieder einmal, war die Post eingetroffen; Briefe, Zeitungen, Erlässe. Den ganzen Vormittag brauchte der Kurat, um den Einlauf zu erledigen. Was Antwort forderte, mußte sogleich vorgenommen werden, denn kurz nach Mittag trat die Bötin den Rückweg an.

In dem Einlaufe befand sich diesmal ein seltenes Stück, das der Geistliche zuerst vornahm und zuletzt beantwortete: ein Schreiben seines Freundes, der ein viel beschäftigter Arzt, Kreisphysikus in Innsbruck war. Hastig las der Kurat; aber der Brief enthielt nichts weiter als die Bitte, ihm so bald wie möglich eine Gemse zu besorgen, da Gemsfleisch in der Stadt gerade nicht zu haben sei; dann einen flüchtigen Gruß und die Entschuldigung der Kürze durch Amtsgeschäfte.

Der Kurat erwiderte, daß er mit einer Gemse leider nicht dienen könne. Der alte Thomele sei gebrechlich geworden, überhaupt auch die Schneeverhältnisse nicht darnach; und was ihn betreffe, er habe die Büchse längst an die Wand gehängt. Dann schrieb er mehr von sich, mehr als er beabsichtigt hatte: von seinen übeln Gesundheitsverhältnissen, die ihm ernste Besorgnisse einflößten, von schwerer Verdrossenheit, die ihn bedrücke; wenn der Doctor wieder einmal nach Großwies käme (— er erinnerte ihn an die Freude seines letzten Besuches! —), so würde er ihn eher am Friedhof als im Pfarrhause finden . . .

* * *

Kurz nach Neujahr, an einem mondhellen Abende, pochte es an die Thüre des Widums*) in Großwies. Die Schwester des Kuraten, die ihm das kleine Hauswesen besorgte, lag in tiefem Schlafe, während der Geistliche noch in Büchern wühlte. Er erschrack heftig über dem Gepolter. Unglücksfälle in dieser Jahreszeit, die sich durch Lawinen, beim Holzfällen oder Herbeischaffen des Bergheues von den Mähdern ereigneten, waren häufig genug; er sollte wohl wieder einem Verunglückten beistehen, in dieser grimmig kalten Nacht, während er kaum im Stande war, sich auf den Füßen zu halten .... Das Pochen wiederholte sich ungestümer. „Aufmachen," erscholl eine Männerstimme von unten.

„Wer ist's?" rief der Geistliche durch den Schieber im Fenster. — „Unser zwei: der Jager Sepp vom Oetzthal mit einem Fremden."

„So geht doch in's Wirthshaus hinüber!"

„Nein, zu Ihnen! Lassen Sie uns nicht warten, Herr Kurat, dem Herrn ist nicht gar gut."

Der Geistliche kleidete sich wärmer, weckte die Schwester und begab sich in's Erdgeschoß. Als er die Thüre geöffnet, sah er den ihm bekannten

---

*) Pfarrhaus.

Jäger vor sich und auf den Thürstufen zusammengekauert die Gestalt des Fremden, den man Mühe hatte, auf die Beine zu bringen. Zu Dritt betraten sie die warme Stube, eine zweite Kerze sollte für bessere Beleuchtung sorgen; als der Geistliche dieselbe anzündete und dabei den Fremden musterte, der in völliger Erschöpfung auf der Ofenbank Platz genommen hatte, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus: „Ist's möglich, Ludwig, du!"

„Ich bin verteufelt müde," sagte der Physikus; „grüß' dich Gott" und reichte dem Geistlichen die Hand.

„Klara," schrie der Kurat in den Hausflur und entfernte sich schleunig, um der Schwester Aufträge zu geben. Wieder eintretend, sprach er zitternd vor Erregung: „Ludwig! Ich kann's nicht fassen! ... Aber du mußt zu Bett, jetzt gleich! Sie versieht das meinige mit frischer Wäsche. Leg' den Mantel ab und die Schuhe! .. Himmel, wie seht ihr aus! Wahre Eismänner! Sogar die Röcke versteift!"

Er war dem Freunde behilflich, sich der Oberkleider zu entledigen und des Schuhwerks mit den Steigeisen und bedeutete Sepp, ihn am Arme zu fassen, damit sie ihn über die Stiege trugen. „Hoho," wehrte der Doctor, „soweit fehlt's nicht;

aber ein paar Tage wird's dauern, bis ich die Beine wieder recht brauchen kann!"

Er ward zu Bett gebracht, Klara erschien, bleich vor Aengstlichkeit, um eine warme Suppe anzubieten, die er begierig schlürfte; anderes verbat er sich.

„Dem Sepp," sagte der Kurat zur Schwester, „mach' auf der Ofenbank zurecht; ich schlafe im Gastzimmer."

„In der Kälte!" wagte sie zu erwidern.

„Thut nichts, thut nichts, das Bett hält warm." Er fertigte die Besorgte ab und saß allein seinem Besuche gegenüber, sein Gesicht glühte vor Freude und Erregung. „Ich gehe gleich, du bedarfst der Ruhe; aber sage nur, was führt dich eigentlich hieher?"

„Eigentlich — wohl dein letzter Brief; man muß doch sehen, was es gibt und sich machen läßt."

Der Kurat ergriff in krankhafter Heftigkeit die Hand des Freundes: „Daß du der Einzige bist, der nach mir frägt, das wußte ich wohl; aber so weit — das Opfer ist zu groß!"

„Und du willst mir dafür die Ruhe nicht gönnen?!"

„Nein, Ludwig. Schlaf' wohl!" — Er beugte sich über den Freund und enthielt sich nicht, ihn auf die Stirne zu küssen.

Dann trat er in die untere Stube, um mit Sepp zu sprechen. Dieser erzählte, während er sich labte, das Reiseabenteuer. Vorgestern Abends wäre der Herr in's Oetzthal gekommen und hätte gefragt, ob sich Jemand getraue, ihn über's Joch zu führen... „Was, über's Joch?“ fiel der Geistliche ein; „vom Oetzthal kommt Ihr herüber!?“

„Wie hätten wir sonst herein können? Der Thalweg, hieß es, sei von Lawinen verschüttet. Gestern lagen wir über Nacht im letzten Haus auf der Oetzthaler Seite, heut' in aller Frühe brachen wir auf. Aber wär' uns der Mond untergegangen, wir hätten Großwies nicht erreicht; die Schneemassen verwirren einen. Gedacht hab' ich mir wohl, dem Herrn muß was besonderes daran liegen, den Weg zu machen; denn Kunststück, Hochwürden, wär's keines gewesen, daß wir allbeide erfroren.“

* * *

Am anderen Morgen, als der Kreisphysikus erwachte, war ganz Großwies längst auf den Beinen; er öffnete nur halb die Augen, entsann sich dunkel des Vorhergegangenen und fühlte sich herrlich wohl — eine leichte Bewegung auf die andere Seite und er entschlief zum zweitenmale.

Da träumte ihm, zu seinen Füßen läg' eine Gemse: ein starkes Thier, noch rauchend aus frischer Wunde im Bruſtblatt, das brechende Auge beweglich auf ihn gerichtet; ringsum Speik und duftende Brunellen. Das Bild stand so lebhaft vor seiner Seele, daß er die Augen aufschlug und vollends erwachte. Hell glitzerten die Eisblumen am Fenster, der nahe Ofen aber gab eine so starke Wärme von sich, daß er das Federbett zurückschlug und rasch aus dem Bette sprang. Er reckte und dehnte sich und ließ einen Laut des Behagens vernehmen.

Da klopfte es schüchtern an der Thüre. „Herr Doctor," hörte er Klara flüstern; „da hab' ich das Gewand vom Herrn Bruder — das Ihrige ist alles noch naß. Es ist schon eingewärmt. Ich leg' es auf den Stuhl vor der Thüre." Und fort war sie.

Der Physikus lächelte bei dem Gedanken, daß die gute Seele vielleicht schon längst auf sein Erwachen gewartet habe, um ihm nur sofort mit erwärmten Kleidern zu dienen. Er öffnete und nahm den Stuhl, auf welchem sie lagen; darüber frische, warme Wäsche fein säuberlich ausgebreitet. Als ihm aus dem Gange ein Strom frischer Luft entgegenwehte, rief er die Treppe hinab: „Klara! Ein Schaff Wasser! Kalt vom Brunnen!"

Bald stand das Gewünschte vor der Thüre.

Die ungewohnte und außerordentliche Anstrengung des vorigen Tages hatte ihre Spuren zurückgelassen: alle Muskeln waren schmerzhaft angespannt, empfindsam gegen Berührung, kitzelnd bei jeder stärkeren Bewegung. Der Doctor wusch sich den ganzen Leib und erfreute sich bald einer behaglichen Frische, die sich seinem ganzen Wesen mittheilte und in kräftigsten Humor umsetzte, als er die Kleidung ansah und Stück für Stück an den Leib legte, die man ihm für die seinige gegeben: kurze Hosen, schwarze Seidenstrümpfe, Schnallenschuhe und eine funkelneue Soutane — den ganzen geistlichen Sonntagsstaat des Kuraten. „Nicht übel," lachte er und suchte nach einem Spiegel, sich in dem neuartigen Anzuge zu betrachten. Er saß wie angemessen, behaglich und eben.

* * *

Klara war in der Küche beschäftigt, ein Dutzend Hafen und Häfchen am offenen Feuer zu betreuen, Sepp saß auf der Hühnersteige und schmauchte sein Pfeifchen, als der Physikus unter der Thüre erschien. Der Jäger brach in lautes Lachen aus, Klara aber ward roth und verlegen auf's äußerste.

„Der Schlafrock vom Herrn Bruder," entschuldigte sie, „ist einmal zu alt und schlecht" .... „Guten Morgen, guten Morgen! Ich werde dem geistlichen Kleid keine Schande machen," beruhigte der Doctor, und erkundigte sich nach dem Kuraten.

„Der Herr Bruder ist in der Nachmittagsschule." — „In der Nachmittagsschule? Wann beginnt in Großwies der Nachmittag, oder was Teufel hab' ich für einen Schlaf gehabt?" — Mechanisch griff der Doctor nach seiner Uhr, die er aufzuziehen versäumt hatte.

Um elf Uhr machten sie Mittag, sagte Klara, und um zwölf sei Fortsetzung der Schule; in einer Stunde sei sie zu Ende, aber heute früher, wenn der Herr Doctor wolle. „Nein," sagte dieser, „es ist dann just meine Essenszeit." Er zündete sich eine Cigarre an, und nahm den Platz des Jägers ein, der sich mit Holzspalten nützlich machen wollte.

Als Sepp zu diesem Ende die Küche verlassen hatte, suchte der Arzt möglichst unauffällig die äußeren Verhältnisse seines Patienten, seine Lebens- und Nahrungsweise zu erkunden. Klara kam ihm entgegen. „Mein, was hab' ich heute Nacht für eine Angst ausgestanden," klagte sie ihm.

„So, was hat's denn gegeben?"

„Ja, denken Sie, in dem eiskalten Zimmer!

Der Hochwürdige hat sich's nicht nehmen lassen, in dem Zimmer zu schlafen. Ich sag' Ihnen, was ich für eine Angst hatte"!

„Daß er erfroren wäre in seinem Bett?"

„Nein, aber was denken Sie, bei seinem Zustande, und wo er's gar nicht gewöhnt ist! Sonst heiz' ich ihm des Abends immer noch eigens ein. Und dann mein Schrecken in der Frühe, wie er um fünf Uhr noch nicht auf war!"

„Hat er so gut geschlafen?"

Wohl, freilich wohl, er sagte, so gut wie seit Jahren nicht mehr!"

„Hm," schmunzelte der Physikus. „Na, meine gute Klara, und was gibt's denn heute zum Essen? Der Herr Bruder hat wohl schon Mittag gehalten?

Das Mädchen erwiderte die Frage nicht, so sehr drängte sie eine andere Mittheilung. „Herr Doctor," sagte sie mit vor Freude vorquellenden Augen, „Herr Doctor, den Herrn Bruder kenn' ich nicht mehr, so wie er heute ist!"

„Nun, wie denn?" forschte der Arzt.

„So lustig, so — ich weiß nicht, so ganz anders wie sonst. Das haben rein Sie erwirkt!"

„Hm, ist er sonst recht brummig, der Herr Bruder? Er studirt wohl zu viel?"

„O, das ist ein Kreuz, Herr Doctor, o, was könnt' ich Ihnen da erzählen! — Aber heut' kommt er zu mir in die Küche: ‚Klara,' sagt' er, ‚es gibt noch einen Freund, der ihn verdient, den Namen!' Mir hat's wohl weh gethan, daß der Herr Bruder meint, ich wär' gar der Niemand; aber freuen thut's mich doch schon von Ihnen!"

Der Arzt lächelte über die Treuherzigkeit. „Nun," sagte er, „das ist gut, bei der Köchin einen Stein im Brett zu haben."

Sie ward verlegen. „Sie dürfen sich nicht viel erwarten," sagte sie erröthend; „wissen Sie, ich hab' nie recht kochen gelernt und hab' keine geschickte Hand." Der Doctor fühlte, daß das aufrichtig gesprochen war. „Was der Herr Bruder ißt, wird mir auch gut genug sein."

„O, das wohl nicht, das wohl nicht!"

„Nun, was ist denn so seine Lieblingsspeise?"

„Knödel," erwiderte sie kleinlaut. — „Immer Knödel?" Sie nickte bejahend. „Alle Tage Knödel?" lachte er. „Aber des Abends?"

„Geröstete halt. Oder zuweilen wohl ein Schöpsernes oder Geselchtes."

Der Doctor machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ja, kein Rindfleisch haben wir nicht, das ganze Jahr nicht." Im Winter sei wohl der Thal-

weg meist zu, im Sommer halte es den Transport nicht aus.

„Aber doch Kalbfleisch?" — „Ja, heute freilich. Der Herr Bruder ist in aller Frühe zum Wirth hinüber, daß er das Kalb schlachten soll. Sie werden schon Kalbfleisch kriegen, es ist ein schönes Stücklein gewesen."

„Also meinethalben, wie wenn der verlorene Sohn in's Haus kam! Aber wie steht's denn mit Hühnern, mit Fischen? . . . ."

„O mein," sagte die Häuserin, „da reden Sie mit dem Herrn Bruder. Hühner brächten uns die Bäuerinnen genug und Forellen, die schönsten, brauchte man nur zu fangen, aber er will nicht."

„So, so! Und warum denn nicht?" Sie schaute ihn an, als ob er das doch wohl wissen müßte, und der Doctor, um sie zu ermuntern, schüttelte zustimmend den Kopf. „Ja, ja, Heiligkeit," seufzte sie, als sie sich verstanden glaubte. „Er ißt und trinkt ja nicht wie ein anderer. Kein Wein kommt mehr auf den Tisch, außer etwa am höchsten Festtag, und wenn im Sommer einmal ein Gast im Hause ist . . . ."

Klara, immer mehr sich ereifernd, hätte weiter gesprochen, als plötzlich die Thüre des ebenerdigen Schulzimmers aufgieng und ein Dutzend Kinder-

stimmchen laut wurde. Da sprang der Doctor von seinem Sitz und trat rasch vor die Thüre des Pfarrhauses.

Die Kinder, kaum zum Hause heraus, stutzten ob der neuen fremdartigen Erscheinung: ein Geistlicher im Bart, der Kinn und Lippen bedeckte! Die meisten drückten sich scheu bei Seite, bis endlich ein Mädchen seine Hand ergriff und ehrerbietig küßte. Der Physikus ließ es geschehen und streichelte die Kleine; da kamen auch die übrigen herbei, er war freundlich mit allen und trug ihnen, einem wie dem anderen einen schönen Gruß auf „an die Mutter daheim;" daß sie's ja nicht vergäßen! Die Kinder nickten und sahen zu ihm auf, wie um die Ehre zu ermessen, die ihnen zu Theil geworden. In diesem Augenblicke kam der Kurat zur Thüre heraus. Entsetzt und gelächert rief er: „In dem Aufzuge gehst du mir außer's Haus!" Der Doctor aber nahm ihn unter'm Arm und zog ihn lachend mit in die Stube.

* * *

Es war ein schönes Wiedersehen, die herzlichste Freude in Beiden! Ein Beweis solch' opferfähiger Freundschaft, wie ihn der eine gegeben, die leben-

verjüngende Freude, die der andere darüber empfand, sie mußten beide von der Tiefe und dem Werthe ihrer Freundschaft überzeugen.

Zum Mittagstische wurde der Jäger beigezogen, der auch die Gefahr und Mühen des Vortages getheilt hatte. Sepp war ein junger verständiger Bauer, der als gedienter Soldat sein Stück Welt gesehen und nicht jene Bescheidenheit und Höflichkeit des Herzens verlernt hatte, die man als ein Anerbe des rechten Tyroler Bauern bewundern kann. Er half Klara beim Bedienen und wußte sich durch manche heitere Bemerkung angenehm zu machen. Der Wein, dem auch der Geistliche zusprach, that das Seinige, und die munterste Stimmung bemächtigte sich Aller. Nach Tisch entfernte sich Sepp, um in der Küche behilflich zu sein.

„Ich habe ihn auch für den Rückweg gedungen," sagte der Doctor; „drei Tage wirst du uns schier behalten müssen." Der Kurat seufzte. „Was würden deine Patienten dazu sagen, wenn ich dich hier behielte so lange ich es wollte!" . . .

Man erwog die Vortheile der stillen Zurückgezogenheit gegen ein zerstreuendes Berufsleben, Licht- und Schattenseiten des ländlichen gegen das städtische Leben, und bald ward dem Geistlichen

Anlaß geboten, seine Geschichte, die Geschichte seines geistigen und physischen Leidens, darzulegen.

Hier zögerte mein Gewährsmann eine Weile. „Es ist nicht leicht," sagte er, „sich über meinen Zustand kurz zu fassen, und mancher würde mich überhaupt nicht ganz verstehen; Ihnen, denke ich, werden meine Mittheilungen nicht ohne Interesse, vielleicht sogar einmal von Nutzen sein" — und mit der Klarheit und Rückhaltslosigkeit wie ein Unbetheiligter, gab er mir Einblick in die Verwirrung seines damaligen Zustandes. Ich will ihm selber das Wort geben.

Das Sprüchwort sagt, so begann er, Wasser über neun Stein, ist wieder rein; ich bin seither mehr als neunmal über Stock und Stein gekollert, da hat sich das Wässerlein wohl geklärt; jetzt sehe ich klar und heiter auf jene trüben Zeiten zurück...

Es war aber eine böse Art, in die ich mich damals verrannt hatte. Ich fühlte es selbst, ich fühlte es nur zu spät. Gewohnheit und der Ausbruch der Krankheit wirkten meinen öfteren Vorsätzen entgegen, und die Umstände, welche mich seiner Zeit auf den üblen Weg gedrängt hatten, bestanden in verstärktem Maße fort...

In den ersten fünf Jahren meines Aufenthaltes

in Großwies hatte ich eigentlich über nichts zu klagen; ich war gesund, zufrieden, denn ich trachtete stets Abwechslung in die Einförmigkeit meines Lebens zu bringen und das Gleichgewicht zwischen den Forderungen des Geistes und des Körpers aufrecht zu erhalten. Während ich mäßig studierte und mit Eifer und Lust die kleine Seelsorge und die Schule versah, gab ich mir andererseits in Haus und Garten zu schaffen, stieg des Sommers auf die Berge und ließ die Büchse nie zu lang an der Wand. Die Leute waren mir zugethan und ich nahm herzlichen Antheil an ihnen.

Da setzte mir (ich glaube wohl, das war der Anfang: — Eitelkeit) da setzte mir ein Recensent den Stachel in's Fleisch. Ich hatte eine kleine exegetische Abhandlung drucken lassen, an die viel Fleiß und Zeit verwendet war. Die Schrift fand Beifall, besonders in einem angesehenen Fachblatt wurde ihr Lob gespendet und nur bedauert, daß der Verfasser — ich hatte das in meiner Vorrede angedeutet — durch seine Stellung verhindert sei, mit den Fortschritten der Wissenschaft stets Schritt zu halten. Diese Bemerkung reizte mich. Ich beschloß, einen größeren Theil meines Einkommens (wohlgemerkt: das nicht über 400 Gulden betrug) auf Bücher zu verwenden. Nun kamen Bücher

in's Haus, zu Haufen, weit mehr als ich bestellt hatte; sie wurden gelesen und die ich nicht behalten konnte, verschlungen, immer mehrere. Ich fand bald keine Zeit mehr zu den gewohnten Spaziergängen; alle körperliche Beschäftigung unterblieb, die Nachtruhe wurde verkürzt. Um das Gleichgewicht im Haushalt herzustellen, das unter'm Ankauf der Bücher bedenklich zu leiden hatte, verzichtete ich auf Wein und Kaffee, zuletzt auf den gewohnten Tabak. Da stellten sich böse Folgen ein: schwere Verdauung, Reizbarkeit, gestörter Schlaf.

Ich ermannte mich einmal, riß mich los, und Besserung trat ein; bald aber trieb ich's wieder in alter Weise und ärger als zuvor. Es war nämlich gerade damals eine Vacatur an der theologischen Lehranstalt zu erwarten, und ich bemühte mich, durch Veröffentlichungen das Augenmerk auf mich zu ziehen; ich wünschte die Professur zu erhalten, nicht eigentlich der Professur wegen — das Dociren ist nie so recht meine Sache gewesen — sondern weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, ich müßte fort, fort von Großwies. Denn ein's zum anderen: bei der ungeschickten Lebensführung war mir auch meine Amtsführung verleidet worden, die Predigt, die Schule. Der Aufenthalt in dem Bergdorfe, wo ich mit Niemandem über meine

Studien sprechen konnte, schien mir zuweilen unerträglich; die Leute, mit denen ich früher viel verkehrt hatte, wurden mir gleichgiltig; Entfremdung trat ein. Ich fieng an, die Menschen scheel anzusehen und von der schlimmeren Seite zu nehmen; da gaben sie sich denn auch von der schlimmeren.

Und nicht allein die Leute vom Dorf; weit übler spielten mir meine Freunde und Studiengenossen mit. Ich hatte für meine Abhandlungen, die hier und dort in Zeitschriften oder selbstständig erschienen, Anerkennung erhofft. Die Anerkennung blieb aus; je mehr ich sie suchte, um so vorsätzlicher schwieg man. Ich glaubte Bedeutendes und Nützliches geleistet zu haben und fand nur Indolenz auf der einen, offenen oder versteckten Neid auf der anderen Seite. Wie viele Briefe wurden mir nicht beantwortet, wie viele mit Unarten erwidert! Endlich wurde ich mißtrauisch gegen alle sogenannten guten Freunde und schloß mich an die wenigen an, die ich für meine besten hielt. Da fand ich diese gerade als meine Widersacher: sie warfen mir Ueberhebung, Ehrsucht, Unbeständigkeit vor — nicht im Tone der Freundschaft, sondern rauh und hart, wie um meiner los zu werden. Es mag eine besondere Prüfung gewesen sein: kein einziger war, der mich nur theilnehmend

angehört, mir die Wohlthat der Mittheilung vergönnt hätte. O, das sind harte Erfahrungen, das sind Bitterkeiten, die man lange noch nachschmeckt!

So ward ich zuletzt auf mich selber zurückgewiesen und ward mir selber zum Ueberdrusse. Das ist der Mensch, der bei seiner Arbeit, gar bei der höchsten, geistigen Arbeit, sich selber sucht; dem es nicht vor allem um Erfüllung seiner Pflicht, sondern mehr um den eigenen Hang und Nutzen zu thun ist — ein ungetreuer Knecht, der in den eigenen Beutel haust. Nein, es gibt keine gesundere Diätetik der Seele, als diejenige des Thomas a Kempis, keine bessere Art, um Tüchtiges zu leisten, als von sich selber wenig zu halten; vielleicht auch kein besseres Mittel, um die verdiente Anerkennung zu finden, als sich um die ganze Welt und absonderlich um seine lieben Freunde nicht zu kümmern. Crede experto! Wenn Sie einmal Gefahr laufen sollten, auf ähnliche Abwege zu gerathen, so denken Sie an mich! . . .

Aber ich will zu meiner Geschichte zurück. Der Doctor brachte meine Umkehr zu Stande: er leitete selbst die Behandlung — Sie sollen gleich hören, welcher Umstand ihm dabei zu Statten kam. Womit er aber den Anfang machte, war, daß er mich sprechen ließ, mich mit der Theilnahme und

Geduld eines Freundes anhörte. Indem ich mich aussprach — es bedurfte keiner Erinnerung — ward mir das Ungesunde meines Wesens von selber klar; ich erfuhr den natürlichen Nutzen der Beichte, den Segen der Wahrhaftigkeit, der in dem bloßen Bekenntnisse liegt. Und ein williges Ohr setzt ein freundliches Herz voraus; ja wohl, das ist's, das gute Herz des Freundes, was dem seelisch Leidenden so wohl thut, wie die Bettwärme dem Kranken . . .

Als ich geendet hatte, stellte er sich in meinem Talar vor mich hin und stieß sein volles Glas an das meinige an: „Mein liebes Beichtkind — auf deine Gesundheit also, wenn es dir Ernst ist!“ Ja, zur Gesundheit, erwiderte ich und versprach es mir selber, gesunden zu wollen.

Für mein körperliches Leiden, das doch zumeist in Hypochondrie bestand, wußte er als Arzt Bescheid und Hilfe. Ablassen von jeder Anstrengung, viel Bewegung in freier Luft, im kalten Zimmer geschlafen, fleißig gebadet, das war so die Hauptsache. Als ich mich kräftiger fühlte, wieder gesund schlief und mit Lust aß, gab ich mich der Hoffnung hin, im Sommer vollends zu gesunden, und meine Studien, zwar in beschränkterem Maße, wieder aufnehmen zu können. In dieser Hoffnung verlor der Aufenthalt in Großwies das Unangenehme;

an die Professur dachte ich kaum mehr. Man glaubt nicht, wie schnell ein Mensch die Gedanken los wird, die seiner selbstsüchtigen Natur entspringen; wogegen man die Eingebungen höherer Art mit perennirenden Pflanzen vergleichen könnte, die immer auf's Neue treiben, wenn ihre Blüthen schon manchmal dahin gemäht wurden.

Die Kur so erfolgreich durchzuführen, dazu bedurfte mein Doctor allerdings Zeit, mehr Zeit, als die drei Tage, die er eigentlich in Großwies verbleiben wollte; und thatsächlich sind es denn auch eben so viele Wochen geworden. Es fieng nämlich an zu schneien, und schneite so andauernd, daß an den Rückweg über's Joch nicht zu denken war; der Thalweg aber war ohnehin versperrt. So saßen also meine Gäste gefangen, und wie gesagt, Wochen dauerte es, bis sie endlich die Heimreise antreten konnten.

Was war das für eine schöne Zeit, was für ein anderes Leben im Widum von Großwies, gegen sonst! Mein rother Wein, der jetzt gehörig abgelegen und sehr gut war, that das Seinige, und an Beschäftigung fehlte es auch nicht. Gleich am Abende des ersten Tages war es, als plötzlich ein um's andere mal an der Glocke gezogen wurde, und ein's um's andere die Weiber von

Großwies daherkamen — mit Eiern und Butter, mit Hennen und Hühnern, wieder ein paar mit Schnaps: Moosbeerer und Enzian. Alles, wie sie sagten, für den geistlichen Herrn mit dem großen Bart, der ihnen den Gruß geschickt habe; es werde wohl ein Missionär aus China oder Japan, oder ein vertriebener russischer Geistlicher sein? Alle wollten ihn sehen, seinen Segen empfangen; und ob er morgen die Messe lesen und Sonntags nicht predigen werde? Die gute Schwester mußte sich nicht mehr zu rathen und kam in die Stube, was sie um Gottes Willen mit den Weibern anfangen solle. Wir ließen sie eintreten, alle auf einmal, und der Doctor erklärte lachend das „Mißverständniß." Die Bosheit aber sollte er büßen. Denn die Geschenke, die sie brachten, nahm keine wieder zurück; dagegen rieth ich ihnen, nun wenigstens die ärztliche Kunst meines Gastes, den sie so gut versorgten, in Anspruch zu nehmen. Da hatte denn jede für sich oder eines der ihrigen irgend ein Anliegen; am anderen Tage kamen noch andere, mit neuen Gaben und neuen Anliegen, und so ward der Kreisphysikus endlich vom ganzen Thale vielfach in Anspruch genommen, sein Aufenthalt in Groswies glich bald einer ärztlichen Visitation. Jeden Tag zogen wir aus, mitten im

Schnee zu entlegenen Häusern hinauf, kranke Kinder, bresthafte Alte zu besuchen. Und selbst die Predigt am Sonntag, auf die sie sich gefreut hatten, entgieng ihnen nicht; denn nach der Christenlehre am Nachmittag versammelte sie der Doctor im Wirthshause und hielt einen volksthümlichen, wahrhaft nützlichen Vortrag über Kinderpflege, über das Lüften der Stuben u. dgl.

* * *

Für den Doctor selbst hatte seine unfreiwillige Abwesenheit von Innsbruck eine wichtige Folge. Ich erzähle Ihnen davon, denn es gehört mit zur Geschichte; was wir für den Nächsten thun und verausgaben, ist uns der Herrgott ja gewissermaßen schuldig, aber Er gibt als Nobelmann vielfältige Zinsen dazu.

Während seines Aufenthaltes in Großwies war mir von Seite des Doctors seine immer wiederkehrende Frage nach einer Gemse aufgefallen. Ich hatte Gemsfleisch vom Wirthe erhalten — aber es war ihm durchaus um ein ganzes Thier zu thun. Bald diesen, bald jenen Bauern frug er, ob er keinen Bock irgendwo stehen wüßte und gegen Extrabezahlung bereit wäre, ihn zu holen; er selber gienge gerne mit. Eines Tages machte sich

doch noch der alte Thomele daran, ließ sich aber nicht begleiten; es sei zu gewagt, meinte er. Und Abends brachte er richtig den Gemsbock in's Haus. Da sagte der Doctor, daß er das Thier zu einer Verehrung brauche; „Weiberlaunen," lachte er, ohne sich weiter zu erklären.

Endlich, als der Weg wieder offen, gieng die Reise durch's Thal hinaus; Sepp trug die Gemse. — In Innsbruck aber hatte man schon angefangen zu fürchten, möchte dem Physikus ein Unfall begegnet sein. Er schrieb mir darüber in einer Art Galgenhumor; wie sehr er durch die lange Abwesenheit in Ansehen gestiegen sei bei Kranken und bei Gesunden; gar das Gubernium sei mittlerweile zur Anerkennung seines höchst pflichttreuen Wirkens gelangt; nur um die Gemse, schrieb er, thu' es ihm leid, das Thierlein wäre besser am Leben geblieben.' — An seinem Sterbelager erfuhr ich den Sachverhalt.

Der Erzähler hielt inne und sann eine Weile. „Sie haben ja meinen Freund auch gekannt," sagte er endlich, „und urtheilen billig. Er hat eine Weltdame zur Mutter gehabt, das sagt genug. Die Sprache, die eine Seele zum lieben Gott redet, will von der Mutter gelernt sein; später holt man sie schwer und unvollständig nach. Und dann ein

Mediziner! Als er mir Nachricht von seiner Erkrankung gab, nahm ich mir vor, ihm als Priester nützlich zu werden, wie er es mir geworden war als Arzt, und sann darüber nach, das rechte Wort zu finden; da kam er mir selber zuvor. „Ich weiß, was du sagen willst und hab' Dich auch deßwegen hieher gebeten. Du bist ein ehrlicher Mann, der bist du, und einer vom Fach. Ich hab' zeitlebens den Gegenstand vernachlässigt. Sag', was sein muß, ich bin bereit."

Ich war erstaunt über sein Entgegenkommen, seine Rückhaltlosigkeit, und mehr noch über die Aenderung, die nach abgelegter Beichte bei ihm eintrat; so wohlthätig wirkte der innere Friede auf sein Befinden zurück, daß ich eine Weile an seine Genesung glaubte. Ich sagte ihm das. „Nein," erwiderte er, „die Krankheit läßt sich nicht aufhalten. Aber wundere dich nicht! Wer an eine Führung des Menschen glaubt, weiß bald die Brücke zu schlagen zwischen der Materie und dem Geheimniß. Und an eine Führung hab' ich immer geglaubt; ich hab' sie erfahren, Freund, nie deutlicher vielleicht, als damals — nach jenem Aufenthalte in Großwies."

Ob ich mich einer gewissen Julie erinnern könne? Gewiß! Als wir studierten, fiel das

Mädchen bereits auf; sie ist später eine Coquette geworden, schlimmster Art. Zuletzt kriegte sie den Kreisphysikus in ihr Netz; er sollte sie heirathen. Und er wollte es, allen Warnungen zu Trotz. Aber die Verlobung verschob sich, bald aus diesem, bald aus jenem Vorwande, er sah nicht ein, daß sie ihn zum besten hielt. Endlich wollte sie durchaus Gemsfleisch für die Verlobungstafel. Da eben keines zu haben war, schrieb er mir, und jener Briefwechsel war die Veranlassung, daß er nach Großwies kam, mir das Opfer der Freundschaft brachte, das Gott ihm lohnte.

Bei seiner Rückkunft nach Innsbruck erwartete ihn ein Brief von ihr: — da sie annehmen müsse, daß er von ihr geflohen sei (denn so wollte sie seine unfreiwillige längere Abwesenheit auslegen), habe sie sich berechtigt geglaubt, das Verhältnis zu lösen und einem anderen Ehrenmanne ihre Hand zu reichen. Der unglückliche Ehrenmann war Hauptmann in einem kroatischen Regimente, welches eben damals nach Ungarn versetzt wurde. Dann blieb sie verschollen.

Kurz vor seinem Tode sah sie der Doctor; — es war, wie er sagte, sein letzter Krankenbesuch. Er sah sie wieder — im Inquisitenspitale!

„Grausig! Entsetzlich!" fügte er bei; vor

dem Rachen des Löwen hat mich der Herr bewahrt ..."

Die Mittheilung erschöpfte den Kranken; aber ein Lächeln der Zufriedenheit und des Dankes lag auf seinem Gesichte. So seh' ich ihn noch heute vor mir; — am Abende desselben Tages verschied er.



Inhalt.



Die **Norddeutsche Allgemeine Zeitung** nimmt von dem „Kronenwirth' Notiz, als „von einer der leider immer seltener werdenden literarischen Erscheinungen im altösterreichischen Geiste . . . Die Dichtung athmet den ganzen patriotischen Aufschwung jener Zeit, und ihre Lokalfärbung macht den Eindruck von Defregger's Bildern."

Literarischer Handweiser (O. Grashof): „. . . Die Charaktere, nicht allein die Hauptpersonen, wie Straub und seine Gattin, sondern bis zur letzten Nebenperson sind psychologisch richtig und durchaus consequent gezeichnet. Man glaubt nicht selten, die lebensfrischen und warmen Gestalten vor sich zu sehen, ähnlich, wie Meister Defregger sie vor uns hinzaubert."

Historisch-politische Blätter (L. v. Führich): „. . . Als Schwind sein Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester in Farben dichtete, da ließ er sich vernehmen, diese Arbeit werde ‚etwas abgeben, das Leuten, die für Liebe und Treue und etwas Zaubermacht Sinn haben, gefallen könne'. Diese Worte kamen uns unwillkürlich in den Sinn . . . bei diesem Drama, einem markigen Werke, in dem jene Elemente hervorhebend zum Leben erweckt sind. Ein solcher Fund ist heut zu Tage eine wahre Freude . . ."

Der Katholik: . . . „Eine hochpoetische Schöpfung . . . die Sprache ist kernig, in ihren Sentenzen an die griechischen Muster erinnernd, der Dialog spannend, das Ganze von ergreifender Wirkung. Der Leser fühlt, wie dem Verfasser bei der Behandlung des heimathlichen Stoffes das Herz voll und ganz aufgeht". . .

Deutsche Heimath: „Man macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man (wie die **Germania**) diese Schöpfung ‚ein echt deutsches Drama, ein Juwel dramatischer Dichtung' nennt". . .

Deutsche Reichszeitung: . . . „Trotz der zwischenspielenden Einzelnscenen, die sich mit der Hauptaction

ursächlich verketten, ist die Einheit der Handlung bis zum Schlusse gewahrt, und mit Genugthuung und Begeisterung legt man das gelesene Büchlein aus der Hand, das uns wie eine Vision aus besserer Zeit anmuthet... Eine Leistung ersten Ranges". . .

Columbia (Milwaukee, United states): „Ein Kunstwerk von seltener Vollendung, das, wie wir zuversichtlich glauben, bei dem jetzigen literarischen Weltverkehr auch über die Grenzen Tirols und Deutschlands hinaus fruchtbar und segensreich wirken wird."

Amerika (St. Louis, Mo.): „. . . Wirklich aufgeführt, muß das Drama von großartiger Wirkung sein. Wenn die Bühnen in unserer Zeit das wären, was sie einst bei den Griechen waren, echt nationale Institute, so würden die österreichischen und deutschen Theater wetteifern, dasselbe in würdiger Weise aufzuführen."*)

„**J. Straub**" ist gedacht als das Mittelstück einer dramatischen Trilogie („**Der Tyroler Freiheitskampf**"); die Veröffentlichung des I. Theiles derselben: „**J. Speckbacher**" ist für das Jahr 1894 in Aussicht genommen.

Der Abt von Fiecht.

Eine poetische Erzählung.

88 S. 8°, in altdeutscher Ausstattung. Gebd. fl. 1·50.

Tiroler Bote (Dr. Ludwig von Hörmann): Domanig's „Abt von Fiecht" ist eine poetische That, welche dem ganzen Lande zur Ehre gereicht, und ich stehe nicht an, sie dem Besten anzureihen, was die neuere epische Literatur aufweist . . ."

---

*) „Der Kronenwirth von Hall" ist zuerst in Milwaukee, dann auf dem Landestheater in Linz O. Ö. und auf dem Stadttheater von Innsbruck wiederholt zur Aufführung gelangt.



Wiener Literatur-Zeitung (Prof. Dr. Ambros Mayr): „Der Abt von Fiecht“ ist eine Leistung, die unvergänglich bleibt, ob nun die deutsche Literaturgeschichte eilen oder zögern mag, dazu beizutragen. Ich entsinne mich nicht, etwas Neueres gelesen zu haben, das gegenüber einem außerordentlich heiklen und schwierigen seelischen und gesellschaftlichen Räthsel eine größere Sicherheit der Federführung aufzuweisen vermöchte, als diese nicht entzückende, nicht hinreißende, aber in hohem Grade befriedigende Dichtung. Sie ist ebenso glücklich in ihrer Anlage, wie tadellos in ihrer Durchführung. Wie D. seine Gestalten ausarbeitet, wie er sie an die einzig richtige Stelle setzt, wie er ihre innerliche Wesenheit, oft in überraschend gedrängter Kürze, aus Aeußerungen erkennen läßt, die um nichts zu wenig und um nichts zu viel enthalten: das verdiente vollauf mit hingebender Aufmerksamkeit nachgeprüft zu werden.“

Oesterr. Lit.-Centr.-Bl. (Dr. Vincenz Knauer): „Einfachheit, Kraft und ... echte Naturwahrheit zeichnen auch diese neueste Leistung des jungen Dichters aus. Das Buch, eine Perle so recht tyrolischer, die Luft eines Walther von der Vogelweide athmenden Poesie“ 2c.

Das österr. **Vaterland** (Ad. Trabert): „Was mich „der Kronenwirth“ erwarten ließ, hier fand ich's wieder: echte deutsche Poesie, kernige Tiroler Weise. Wie das anmuthet, wenn ein wirklicher Dichter singt!“. . .

Augsburger Postzeitung: „. . . Conception und Durchführung sind tadellos, die wenigen Charaktere plastisch, markig und innerlich wahr gezeichnet, der Ausdruck ist knapp und gehaltvoll . . , der Schluß geradezu packend. Niemand wird das Gedicht aus der Hand legen ohne tiefe innere Befriedigung, ohne das wohlthuende Gefühl, hier wieder einmal einen erfrischenden Trunk aus dem ewig unerschöpflichen ... Jungbrunnen wahrer und echter Poesie gethan zu haben.

Mainzer Journal: Das „rein Menschliche“ in Gesinnung und Handlung der Hauptperson sei „durch alle Momente hindurch vom Beginne des tragischen Conflictes bis zum mild versöhnenden Abschluß, in geradezu meisterhafter Weise zur Darstellung gelangt. Die Kunst, mit der das schwierige Thema durchgeführt ist, wie nicht minder die edle poetische Sprache verdient unsere Bewunderung, die auch dort getheilt werden dürfte, wo man sonst katholischen Publicationen nicht gerade sympathisch gegenübersteht.“

Hessische Blätter (protestantisch): „... eine ereignisvolle, an dramatischen Momenten reiche, mit bunten Episoden durchwobene, sehr geschickt eingekleidete und disponirte Dichtung. Namentlich in der Darstellung der erschütternden Seelenkämpfe des Abtes . . . erhebt sich das Gedicht zu einer großartigen und hinnehmenden poetischen Kraft, welche uns in K. D. einen der bedeutendsten neueren österreichischen Dichter erkennen läßt ...“

Meraner Zeitung (S. M. Prem): . . . „Hätte auch die Feile etwas sorgfältiger gearbeitet, so würde „der Abt von Fiecht“ eines der besten Erzeugnisse der neuesten Literatur sein. Aber immerhin ist dieses Epos bedeutend und wiegt einen Schock Zolas und viele Bände romanesudelnder Schriftsteller auf.“

Dieselbe Dichtung.

Zweite, mehrfach veränderte Ausgabe.
Illustriert von Eduard von Luttich.
81 S. 4° gebd. fl. 5.50.

N. Tiroler Stimmen: „. . . Ein wirkliches Prachtwerk an Inhalt und Ausstattung . . . Wenn der Dichter auf diese zweite Auflage schreibt: ‚mehrfach verändert‘, so ist das sehr bescheiden ausgedrückt, denn er hat seine Arbeit sehr sorgsam gefeilt und gebessert und

sich alle Winke der Kritik zu Nutze gemacht Zum Erfolge dieses Prachtwerkes wird aber wesentlich beitragen die reiche Ausstattung durch künstlerisch vollendete Illustrationen ... Ed. v. Luttich gemahnt uns an Führich oder Schnorr mit seinen sorgfältigen, feinen, echt volksthümlichen Zeichnungen, welche sich dem Inhalte verständnisvoll anschmiegen ..."

Kölnische Volkszeitung: "... Ed. v. Luttich's herrliche, ganz den Geist Führich's athmende Compositionen ... erhöhen noch den Reiz der Dichtung ..."

Neue Freie Presse (-n-): "Die gefallsame poetische Erzählung ... hat durch die ausgezeichneten Illustrationen des begabten Führich-Schülers v. L. einen neuen Reiz gewonnen; sowohl die Vollbilder als die Randzeichnungen schmiegen sich verständnisinnig, mit feinfühliger Charakteristik und einer bis in die kleinsten Details durchgeführten Treue des Costüms der in ihrer schlichten Einfachheit eindringlichen Lebensschilderung des Abtes an ..."

Presse (I): "Eine herrliche Zier gewann .. die höchst anmuthige Dichtung durch Luttich's wirklich schöne Illustrationen. Der Künstler wandelt bekanntlich die längst verlassenen Pfade, welche einst der liebenswürdige Schwind gegangen war, und schweift hier und da außerdem auch nach dem stolzen Calvarienberg ab, auf dem Führich emporstieg, oder schleicht den fröhlichen Wiesenpfad hin, den Ludwig Richter einschlug. Bei alledem ist er aber kein Nachahmer oder geistloser Compilator, sondern stellt immerdar in Allem seinen Mann; seine klare Erfindung, seine epische Vortragsweise trägt besonders zur Darstellung geschichtlicher Themen bei ... Es muß anerkannt werden, wenn ein Schüler und Anhänger solch vergangener Stylrichtung sich Geltung und Bedeutung zu verschaffen weiß in Tagen einer so heterogenen Kunstbewegung wie heute, und Luttich vertritt diese Tendenz mit dem ganzen Ernst eines echten, hochbegabten Mei-

sters. Gemüther, welche unparteiisch und objectiv empfinden und nicht allein zu den Molochgötzen modernster Ungeheuerlichkeit in Kunst und Poesie schwören, werden an Gedicht und Bilderschmuck dieses Buches Freude haben."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (gelegentlich): „... ein prachtvoller, hochpsychologischer Stoff, welchen ... Dr. Karl Domanig in epischer Form gewandt bearbeitete — eine Dichtung, welche nun auch, ausgestattet durch zahlreiche Illustrationen des Historienmalers E. v. Luttich in einer wahren Prachtausgabe vorliegt."

Linzer Theol. Quartalschrift (N. Hanrieder): „... Eine vollständig abgeklärte Schöpfung ... ein Kunstwerk, das in gleicher Weise die Anforderungen der Aesthetik und Moral befriediget .. Hier ist Alles Original: Stoff, Sprache, Vers, Eintheilung; hier wird kein altes Geleise breitgetreten .. Als äußerst gelungen darf auch die Ausstattung bezeichnet werden — ein Prachtwerk in Prachtausgabe nach Inhalt und Form."

Der Gutsverkauf.

Ein Schauspiel aus der Gegenwart in 5 Akten.

140 S. kl. 8°, br. 80 kr. gebd. fl. 1.50.

Stimmen aus Maria Laach: „Das Stück ist frisch, munter, aus dem Leben gegriffen, vielleicht etwas zu künstlich verwickelt, aber wirklich spannend, von echt poetischem Gehalt durchdrungen, einfaches optimistisches Gegenbild zu der heute Mode gewordenen Ibserei" ...

Salzburger Zeitung (Prof. J. Gaßner): „Ein ganz moderner Stoff von großer prinzipieller wie practischer Tragweite ist unter besonderer Betonung der letzteren meisterhaft durchgeführt, die rein geschäftliche Seite des Themas mit anderen höheren Lebensfragen so organisch und lebensvoll erquickt, daß sie dem poetischen Gehalte

des Ganzen keinen Eintrag thut, vielmehr, wie in G. Freitag's „Journalisten" die Wahlgeschichte, den sicheren realen Untergrund für die höheren ideellen Momente der Handlung abgiebt. Das eigentliche Verdienst des Stückes liegt unseres Bedünkens in der ebenso glücklichen als wirkungsvollen Darstellung des Vertreters der modernen, socialen und moralischen Corruption einerseits, wobei die edle Maßhaltung und die strenge Wahrung der künstlerischen Würde nicht genug anerkannt werden kann, und der gottlob noch immer vorhandenen Reste unseres besten und gesündesten Volksthums andererseits... Das Schauspiel ist eine Leistung, eine dichterische That, wie sie nur einem Mann gelingen konnte, der mit einer entschiedenen Begabung für das Drama eine innige Vertrautheit mit unserem Volksleben verbindet."

Nationalzeitung (Dr. Rich. Genée): „Ein ernster Grundgedanke, die Anhänglichkeit an den angestammten ländlichen Besitz und seine Vertheidigung gegen den Raub durch gewissenlose Speculation, ist hier in so ansprechender Form, so rein und wahr durchgeführt, daß es mich wundern sollte, wenn die Theater sich dieß liebenswürdige Schauspiel entgehen ließen... Wenn die beiden musterhaft durchgeführten Rollen des „Doctors" und vor Allem der in ihrer Einfachheit und Wahrheit so sympathischen Mädchengestalt der Margreth in guten Händen sind, so muß die wohlthuende Wirkung dieses Schauspieles sicher sein."

Fr. W. Weber (der Dichter von „Dreizehnlinden") äußert über das „hochinteressante" Drama: „Es ist ein Tendenzstück, aber im Geiste des Horazischen Spruches verfaßt: Et prodesse volunt et delectari poetae. Ich wünschte, daß es zehnmal jährlich in jeder Stadt, ja in jeder Dorfscheune aufgeführt werde!"...

Innsbruck im September 1893.

Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.

2/10 93.



